

Alle Rechte vorbehalten

Kurland

in der Vergangenheit und Gegenwart

Band 4

Die Letten

Mit 9 Abbildungen

Hergestellt von E. Gundlach A. S., Bielefeld

5
9(L)

3

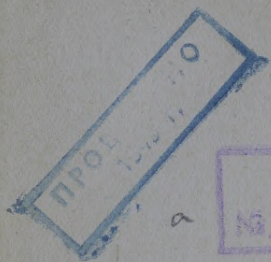
Die Letten

Von Professor Mag Böhm

3. Auflage

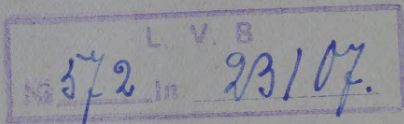
Verlag von Frik Würk, Berlin-Steglitz





V

60



56.
V



✓



Grabkreuz



Unter den mannigfachen Völkern und Volksstämmen, mit denen unsere Feldgrauen bei ihrem siegreichen Vordringen nach Osten in Berührung gekommen sind, und die zumeist der großen slavischen Völkerfamilie angehören, dürften sie zu keinem einzigen so bald in ein persönliches Verhältnis getreten sein, wie zu den Letten in Kurland. Unsere Leute erkannten bald, daß diese nicht nur auf einer höheren Bildungsstufe stehen als etwa die Litauer, Kleinrussen u. a., sondern, daß sie in ihrer völkischen Eigenart, in den Gepflogenheiten ihrer Siedelung, des Acker- und Gartenbaues und manchen Sitten und Gebräuchen den Deutschen näher stehen als die anderen. Auch daß die Kenntnis der deutschen Sprache unter ihnen ziemlich verbreitet ist, hat die gegenseitige Annäherung und Anknüpfung freundlicher Beziehungen erleichtert.

Unter diesen Umständen wird es vielen unserer Heeresangehörigen erwünscht sein, näheres über das Lettenvolk, seine Vergangenheit, seine völkische Eigenart und seine Beziehungen zu den Deutschen in den Ostseeprovinzen zu erfahren. Auch der öfters aufgeworfenen Frage, wie sich für den Fall, daß Kurland durch den Frieden ein Teil des Deutschen Reiches werden sollte, unser Verhältnis zu den Letten gestalten dürfte, soll eine kurze Antwort zuteil werden.

Manche der hier berührten Fragen wäre wohl einer gesonderten Erörterung wert, z. B. die lettische Revolution, die hier nur flüchtig gestreift werden konnte; und auch über die Sitten

und Bräuche der Letten und ihre Volksüberlieferungen wäre noch viel zu sagen. Vielleicht kann der eine oder andere dieser Gegenstände noch zu gelegener Zeit gesondert behandelt werden. Hier sollte zunächst nur der Versuch unternommen werden, auf knappem Raum über die Letten in Vergangenheit und Gegenwart im allgemeinen zu unterrichten. In diesem Buch ist zum erstenmal das geschichtliche und ethnographische Material, das in einer Reihe einzelner Untersuchungen verstreut und nicht jedem zugänglich ist, zu einer kurzen Übersicht zusammengefaßt, um dem Wunsch nach Belehrung über das plötzlich in den engeren Gesichtskreis des deutschen Soldaten gerückte Lettenvolk entgegenzukommen.

Die Letten in vorgeschichtlicher Zeit und ihre Unter- werfung durch den Schwertbrüderorden

Etwa 750 Jahre ist es her, daß zum erstenmal Deutsche mit den Letten und den ihnen benachbarten Liven bekannt wurden. Kaufleute aus Lübeck, die alljährlich im Sommer die Ostsee befuhren, um mit den Händlern auf der Insel Gothland und den Bewohnern der benachbarten Inseln und Küstenstriche in Tauschhandel zu treten, entdeckten um jene Zeit die Mündung der Duna. Sie verfolgten stromaufwärts ein Stück ihres Laufes und fanden in den Liven willige Abnehmer ihrer Waren: eiserner Waffen und Werkzeuge, Wollstoffe, Schmuckgegenstände und des begehrten Salzes, wogegen sie von den Eingeborenen zumeist Wachs, Honig, Felle, vielleicht auch gegorbene Tierhäute eintauschten. Die zunächst zufällig angeknüpften Beziehungen führten zu einem regelmäßigen Handelsverkehr. Dann schloß sich um das Jahr 1180 ein frommer Mönch namens Meinhard aus Holstein den Kaufleuten an und versuchte es, die Anwohner der Duna dem Christentum zu gewinnen. Er erbaute in Yrküll die erste hölzerne Kirche und das erste „feste Haus“ für die kleine Gemeinde, die sich um ihn scharte. Als er noch vor Ausgang des Jahrhunderts als vom Erzbischof in Bremen geweihter Bischof in der neuen Heimat starb, da fand sein Beispiel Nachahmung. Ein Nachfolger, der Abt Berthold, nahm das begonnene Werk wieder auf, fiel aber an der Spitze eines Kreuzfahrerheeres im Kampf gegen die aufständischen Liven, die dem Christentum bald wieder abtrünnig geworden waren.

Trotz mancher Enttäuschungen und Rückschläge, denen so durch den Wankelmuth der Bekehrten die fromme Gründung ausgesetzt war, wuchs die Gemeinde allmählich und fügte sich dem Einfluß christlicher Gesittung. Die Gewähr dauernden Bestandes aber erhielt das begonnene Werk erst, als sich Bischof Albert, ein Domherr aus Bremen, seiner annahm. Dieser, der mit warmer Begeisterung staatsmännischen Weitblick, Latkraft und ungewöhnliches praktisches Geschick verband, erkannte bald, daß angesichts der Widerstände, denen sein Werk und die junge Gemeinde durch die heidnischen und kampflustigen Nachbarn ausgesetzt war, dauernder Erfolg sich nur dann erzielen ließ, wenn ihm selbst eine starke Streitmacht zur Verfügung stand. Er ließ daher durch mehrere Kreuzzüge in Deutschland Ritter werben, die bereit waren, an der Ostsee das Werk des Priesters mit dem Schwert zu unterstützen, die neugewonnenen Befenner des Christentums zu schützen und dem Deutschen Reich eine neue Mark zu erstreiten. Als festen Stützpunkt weiterer Unternehmungen gründete er in der Nähe der Dünamündung die Stadt Riga, die vielleicht von dem niederdeutschen Wort Rije d. h. Warenspeicher ihren Namen hat, wie denn noch heute dieses Wort von den Letten und Deutschen zur Bezeichnung eines Kornspeichers gebraucht wird. Auch vereinigte er die zahlreich aus Westfalen, Friesland, Holstein, also zumeist aus dem Gebiete der Nordsee herzuströmenden Ritter niedersächsischer Herkunft zu einem Orden, der sich Schwertbrüderorden nannte. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte breitete sich dieser Orden, der übrigens bald mit dem in Preußen ansässigen Deutschen Orden verschmolz, über das ganze Land an der Ostsee, das heutige Kurland, Livland und Estland, aus und unterwarf es seiner Herrschaft. Bischof Albert unterstellte es als ein der Jungfrau Maria geweihtes

Gebiet dem Schutze des Papstes, ließ es sich aber auch zugleich vom Deutschen Kaiser als Lehen übergeben: Livland, wie man hernach nach den Liven an der Düna die ganze Kolonie südlich und nördlich dieses Stromes nannte, wurde eine deutsche Reichsmark, in deren Besitz sich der Orden und die Kirche teilten, so daß es neben dem Ordenslande in eine Anzahl von Bistümern zerfiel.

Es währte nicht lange, so hatte der Orden wie in Preußen, so auch hier in rüstiger Arbeit Land und Leuten die Segnungen der Zivilisation gebracht. Durch Heerstraßen und Handelswege wurde das von Wald und Sumpf bedeckte Gebiet erschlossen, der Boden urbar gemacht, an geeigneten Stellen wurden feste Burgen als militärische Stützpunkte errichtet, in ihrer Nähe auch Städte erbaut, in denen sich deutsche Händler und Gewerbetreibende niederließen. Wo die „Undeutschen“, so nannte man die eingeborene Bevölkerung schlechtthin, den Eroberern bewaffneten Widerstand leisteten, wurde er durch Kreuzzüge, wenngleich oft unter sehr empfindlichen Verlusten, gebrochen, bis sie erkannten, daß der Widerstand gegen die „Eisenmänner“ aus dem Westen nichts fruchte, und sich ihrer Herrschaft dauernd unterwarfen. So hat der Livländische Ordensstaat bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts als ein Teil des Deutschen Reiches seine Selbständigkeit behauptet, ganz auf die eigene Kraft und auf freiwillige Hilfe aus dem Mutterlande angewiesen, bis er den Angriffen der benachbarten Völker, der Litauer, Polen, Schweden und Russen erlag und nach wechselvollen Schicksalen, von denen weiterhin noch einiges nähere mitgeteilt werden soll, im Jahre 1721, Kurland erst 1795, dem russischen Reiche einverleibt wurde.

Doch ehe wir uns der Gegenwart zuwenden, dürfte es nicht

ohne allgemeines Interesse sein, sich von der Altertumsforschung darüber belehren zu lassen, wie es im 12. Jahrhundert, kurz bevor die deutschen Ordensritter ins Land kamen, in dem zumeist von Letten bewohnten Kurland ausgesehen haben mag, und auf welcher Stufe der Gesittung die Letten damals standen. Erst dann wird sich ermessen lassen, was die Letten ihren deutschen Erziehern verdanken, ohne deren Fürsorge sie heute schwerlich die ihnen einst an Macht weit überlegenenen Litauer an Wohlstand und Bildung so weit überflügelt hätten.

Kurland, von dem noch heute mehr als ein Drittel aus Waldungen besteht, war damals mit dichtem Urwald bedeckt, in dem Auerochsen und Elche, Bären und Wölfe, Biber, Otter, Luchs und anderes heute selten gewordenes oder völlig ausgestorbenes Wild hauste. Nur hier und da ist der Wald von Lichtungen durchbrochen, aus denen der Rauch einer Bauernhütte aufsteigt, wo die Hand des Menschen die Stämme gerodet und auf bescheidenem Acker Roggen, Gerste, Hafer, vielleicht auch schon Flachs und Hanf angebaut hat. Rings um das hölzerne Blockhaus weiden einige Rinder und Schafe. Die Letten bewohnen, in mehrere Stämme, wie Semgallen und Selen, geteilt, seit langer Zeit die Niederungen der kurischen Na bis an die Düna und weit über sie hinaus, während sich an der Küste und den unteren Flußläufen die Liven festgesetzt haben, nach Westen zu bis an die Ostsee jedoch die Kuren ansässig sind. Nach ihnen ist zwar das Land benannt, doch dürften sie keinen reinen Stamm für sich gebildet haben, sondern aus Letten und Liven vermischt gewesen sein. Von dem Unterschied zwischen diesen beiden Völkern soll noch weiter die Rede sein.

Noch sind die Letten kaum jemals mit entwickelten und gesitteten Völkern in Berührung gekommen, denn ob die Bernstein

suchenden Römer soweit nach Norden gelangt sind, ist zweifelhaft. Noch sind eiserne Waffen und Geräte bei ihnen selten. Mit zumeist steinernen Arten fällen sie die Bäume, beschleichen mit steinernen Streithämmern die wilden Tiere oder erlegen sie mit Speeren und Pfeilen, deren Spitzen aus Feuerstein bestehen. Wenn im Winter die schwer zugänglichen Sümpfe gefroren sind, so unternehmen sie zu Fuß oder zu Pferde Streifzüge gegen die im Süden an sie grenzenden Litauer oder erwehren sich kleiner russischer Fürsten. Ist es diesen auch nie gelungen, die Völker an der Ostsee zu unterwerfen, so sind sie doch öfters, dem Lauf der Duna folgend, bis zu ihnen vorgebrungen und haben sie zu Tributzahlungen gezwungen. Öfters unterliegen die Semgallen, so kriegerisch sie auch sind, der Übermacht ihrer Feinde. Dann müssen sie leiden, daß ihre Hütten verbrannt, die Männer erschlagen, die Frauen, soweit sie nicht im Waldesdickicht ein Versteck fanden, samt der beweglichen Habe fortgeschleppt werden. Ist der Feind mit seinem Raube abgezogen, dann kehren die Entflohenen aus ihren Schlupfwinkeln zurück und bestatten ihre Toten, nachdem sie sie verbrannt haben, auf ihren Steinfriedhöfen. Diese sind womöglich auf Hügelrücken angelegt, von großen unbehauenen Steinen begrenzt und durch kleinere Steinkreise bienenzellenartig in viele Abteilungen zerlegt, so daß vielleicht jede Familie eine Abteilung benützt. Die Hütten (nams) sind schnell wieder aufgebaut. Sie haben weder Fenster noch Schornsteine. Sie enthalten vielleicht erst einen Raum, in dessen Mitte die Feuerstelle angelegt ist. Der Rauch, der Decke und Wände geschwärzt hat, entweicht durch die Thür oder durch ein mit einem Schieber verschlossenes Loch in der Wand. Das Dach ist mit Baumrinde gedeckt. Künftighin wollen sie vor erneuten feindlichen Überfällen besser auf der Hut

sein und sich rechtzeitig auf den Burgberg (pilskalns) zurückziehen. Diese ursprünglichen Verteidigungsanlagen haben sich in großer Zahl erhalten und sind, selbst wo sie längst unter den Pflug genommen sind, dem geübten Auge leicht kenntlich. Die Letten wählten sich zu solchen natürlichen Festungen gern einen geräumigen Hügel, den äußersten Ausläufer eines mäßigen Höhenzuges. Auf drei Seiten durch Flüsse, Bäche oder unzugänglichen Sumpf geschützt, findet er nur auf einer Seite seine natürliche Fortsetzung in dem Höhenzug. Doch ist hier ein künstlicher Graben angelegt, der den Burgberg von der Vorburg trennt und auch dort dem Feinde den Zugang erschwert. Die Burg ist von hölzernen Palissaden geschützt, enthält aber keine Baulichkeiten außer vielleicht ein paar bescheidenen Schutzhütten. Doch ist sie geräumig genug, um den Bewohnern und ihren Herden für einige Zeit Zuflucht zu bieten, und die Anlage ermöglicht es, dem Feinde den Zugang zu wehren. Auf einem benachbarten Hügel befindet sich eine Opferstätte, an der den heidnischen Göttern, besonders dem Donnergotte Perkons Feldfrüchte, Tiere, vielleicht auch ausnahmsweise gefangene Feinde geopfert werden.

Ähnlich dieser Schilderung von der Lebensweise der Letten in vorgeschichtlicher Zeit gestaltet sich das Bild, das wir mit Hilfe des Chronisten aus dem 13. Jahrhundert gewinnen, also aus der Zeit, wo sie unter die Herrschaft des Ordens gelangten. Ihr Siedelungsgebiet war, wie gesagt, nicht auf Kurland beschränkt, sondern erstreckte sich noch weit nach Norden bis zu einer Linie, die etwa von Pleskau (Pskow) über Walk bis Salis am Rigaischen Meerbusen verläuft. Dort grenzt noch heute, nach 700 Jahren, das lettische Sprachgebiet, das somit etwa die südliche Hälfte Livlands umfaßt, an das der Esten, die die nördliche Hälfte und

das heutige Estland bis zum Finnischen Meerbusen bewohnen. Nach Osten aber überschritt die lettische Sprachgrenze die heutige politische Grenze Livlands: sie reichte noch ungefähr bis zum 28. Längengrad in das Gouvernement Witebsk hinein. Die Gesamtzahl der Letten, die vor Beginn des Krieges auf etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen geschätzt wurde, mag damals ungefähr 200 000 betragen haben. Sie zerfielen in mehrere Stämme, von denen außer den bereits genannten in Kurland ansässigen Semgallen nur noch die nördlich der Düna lebenden Lettgallen erwähnt sein mögen. Während die ersteren als ein ungemein kriegerischer Stamm erst nach langem Kampf zur Unterwerfung gezwungen werden konnten, waren die Lettgallen friedlicher gesinnt und fügten sich bereitwilliger unter die Herrschaft und den erzieherischen Einfluß des Ritterordens, hofften sie doch von diesem gegen ihre an Macht überlegenen Volksgenossen und Nachbarn Schutz zu erlangen.

So war das von den Letten bewohnte Gebiet schon damals wie noch heute im Süden von den Litauern, im Norden von den Esten, im Osten von den Russen eingeschlossen. An der Küste und den unteren Flußläufen endlich, also zum Teil mitten im lettischen Sprachgebiet, zum Teil dieses im Westen umsäumend, hatten die Liven ihren Wohnsitz. Diese, die heute bis auf ganz geringe Reste verschwunden, teils in Kämpfen vernichtet, teils von ihren Nachbarn aufgefressen, also lettisiert sind, waren später als die Letten als ein seefahrendes Volk vom Meere her eingewandert. Völkisch waren sie von den Letten scharf geschieden. Sie gehörten nämlich wie die Esten und Finnen, die in kompakter Masse Finnland bewohnen, im übrigen aber auch in einer großen Zahl von Stämmen seit Alters über das ganze nordöstliche Rußland zerstreut sind, dem finnischen Sprachstamme an und

sind mongolischer Rasse, während die Letten, wie die Slawen, Germanen und die alten Griechen und Römer arischer Abstammung sind und einer besonderen Völkerfamilie angehören. Ihre nächsten Verwandten haben die Letten in den Litauern und den jetzt ausgestorbenen Urbewohnern Preußens, den vom Deutschen Orden schon früh eingedeutschten Altpreußen. Sie gehören wie die Germanen der blonden, langköpfigen Rasse an, und zwar hat der berühmte Naturforscher Virchow auf Grund vieler Schädelmessungen festgestellt, daß es kaum ein zweites Volk geben dürfte, dessen Schädel germanischen Typen so nahe stehen wie die der lettischen Bevölkerung. Auch hat er unter den lebenden Letten überwiegend helles Haar und blonde oder graue Augen gefunden. Ihre Körperlänge übersteigt mit dem Durchschnitt von 165—170 cm das Mittelmaß. Sie stehen somit der norddeutschen Bevölkerung besonders nahe. Dazu kommt ferner, daß seit Einwanderung der Deutschen auch vielfache Verschmelzungen beider Völker stattgefunden haben, denn die niederen Schichten der Deutschen haben oft Lettinnen geheiratet, und ihre Nachkommen sind schon aus Mangel an deutschen Schulen auf dem Lande im Lettentum aufgegangen. Erst in jüngsten Tagen haben die durch die Erfahrungen der Revolution aufgeschreckten Deutschen Maßnahmen getroffen, diese der Gefahr der Verletzung ausgesetzten Volksplitter dem Deutschtum zu erhalten.

Die Letten zerfielen bei Ankunft der Deutschen in eine Anzahl Gaue, deren jeder im Krieg und Frieden unter einem Häuptling oder Ältesten stand. Diese schlossen im Namen ihrer Volksgenossen Bündnisse und Verträge, sprachen unter den ihrigen Recht und ragten durch Tapferkeit, Erfahrung und Reichtum aus dem übrigen Volk hervor. Ihr Besitz bestand

teils in Grund und Boden, sowie Herden und Bienenstöden, teils in Edelmetall und Waffen, wie sie ihnen aus der Kriegsbeute zufließen. Denn oft genug zogen sie an der Spitze ihrer Gaugenossen gegen ihre schwächeren Nachbarn oder im Bunde mit verwandten Stämmen gegen den gemeinsamen Feind, die Liven, Litauer, Esten und Russen, ins Feld. Ihre Bewaffnung ist noch recht mangelhaft. Als Schutzwaffen dienen ihnen hölzerne oder aus Flechtwerk und Tierhäuten hergestellte Schilde, als Angriffswaffen Lanzen, die meist zum Wurf benutzt werden, auch Wurfspeere und Schwerter; die steinernen Streitärte sind noch nicht überall durch eiserne ersetzt. Sie ziehen unter wildem Geschrei und Getöse in den Kampf, wobei in der Regel die Zahl und die Tapferkeit, noch nicht die Kriegskunst des Führers über den Erfolg entscheidet. Bei Belagerung fester Burgen benutzten die Letten auch Wurfmaschinen nach Art der römischen Ballisten und Bollwerke, unter deren Schutz sie die Mauern untergruben, während von den sogenannten Ebenhöhen, d. h. auf Rädern fahrbaren Türmen, die Verteidiger der Mauern im Nahkampf angegriffen werden konnten.

Über die ursprüngliche Religion der Letten läßt sich nicht viel sicheres sagen. Sie verehrten Naturgottheiten, insbesondere Perkons, den Gewittergott, der den Blitzstrahl als Waffe gegen seine Feinde schwingt, auch die Sonnenmutter, den Mond, die Morgenröte, die Gottesöhne, Sontentöchter und andere in menschlicher Gestalt vorgestellte Naturkräfte. In Wald und Feld, Haus und Hof, Quelle, Fluß, See und Meer, Wind und Wetter sahen sie das Walten göttlicher Wesen, die sie sich durch Opfergaben geneigt zu machen, deren Willen sie durch Losorakel zu erforschen suchten. Sehr verbreitet ist auch der Glaube an die Glücksgöttin Laima, die dem neugeborenen Kind ihre Gaben

spendet, sein künftiges Schicksal im voraus bestimmt und auch im späteren Leben ihren Lieblingen Gunst erweist. Ihre Verehrung ist in christlicher Zeit mit dem Marienkultus verschmolzen. Eigens gebaute Stätten der Götterverehrung fehlten den Letzten wie ja auch unseren germanischen Vorfahren. Wie diese glaubten sie sich in heiligen Hainen und an fließenden Gewässern der Gottheit nahe, deren Sprache sie wohl im Rauschen der Baumgipfel und im Murmeln des Baches zu vernehmen meinten. Dort opferten sie noch heimlich, nachdem sie längst die christliche Lehre erhalten hatten, bis ins 17. Jahrhundert; und Reste heidnischen Glaubens und heidnischer Gewohnheiten leben in abergläubischen, heute kaum mehr verstandenen Sitten und Bräuchen noch gegenwärtig fort. — Die Sitte der Einzelehe entsprach der allgemeinen Gewohnheit. Der Mann raubte sich die Frau bei einem benachbarten Stamm, oder er kaufte sie. Beide Gewohnheiten einer älteren, roheren Zeit spiegeln sich noch bis ins 19. Jahrhundert in den Hochzeitsbräuchen und Liedern wieder.

Die Letten unter deutscher Herrschaft

Während die Litauer und Esten dörfliche Anlagen bevorzugen, ist im lettischen Sprachgebiet die Siedelung in Einzelhöfen, den sogenannten Gefinden, die Regel. Ausnahmen finden sich nur in Polnisch-Livland, dem einst gleichfalls vom Orden beherrschten Grenzgebiet nördlich von Dünaburg, das gegenwärtig den westlichen Teil des Gouvernements Witebsk bildet; ferner an der ehemals von Liven bewohnten kurischen Küste und an der litauischen Grenze. In je nach der Größe des Landbesitzes größeren oder geringeren Abständen sind diese Gefinde allenthalben über das Land verstreut. Wir gewinnen so bei einer Fahrt durch das Land überall den Eindruck der Weiträumigkeit, oft der Menschenleere, wie denn in der That eine weit größere Zahl von Ansiedlern hier reichlichen Wohnraum und Ernährungsmöglichkeit fände. Diese Art der Siedelung ist nicht etwa erst durch den Einfluß der Ordensritter üblich geworden, denen, soweit sie aus Westfalen und Holstein kamen, die Form der Einzelsiedelung vertraut war; vielmehr fanden die Deutschen diese Gepflogenheit im 12. Jahrhundert bereits vor. Der gesamte Landbesitz ging zunächst als Lehen auf die Eroberer über, die das so erworbene Land von den Eingewohnten bebauen ließen. Diese behielten zunächst ihre Freiheit und waren den Rittern gegenüber nur zu gewissen Leistungen verpflichtet. Im übrigen blieb ihnen die volle Nutznießung des Bodens, da die Ritter durch die Kriegsführung an eigener Bewirtschaftung des Landes gehindert waren. Erst als der Ordensstaat seit 1561 seine Selbständigkeit

einbüßte, ließen sich die Ritter dauernd auf ihren Gütern nieder und verwalteten diese selbst, wodurch die Bauern an die Scholle gebunden wurden, und ihre Freiheit sich in das Verhältnis der Erbuntertänigkeit verwandelte. Zur Leibeigenschaft im strengen Sinne wurde ihr Verhältnis jedoch auch jetzt nicht, da der Bauer das Recht behielt, fahrende Habe zu erwerben, und weil sein Leben nicht in der Hand des Herrn stand, sondern eigener Gerichtsbarkeit unterlag.

In den ersten Jahrhunderten deutscher Herrschaft hat daher der Bauer die Abhängigkeit von den neuen Herren kaum als eine drückende Last empfunden. War doch seine materielle und rechtliche Lage, wie sie sich unter dem Zwang der gegebenen Verhältnisse gestaltet hatte, nicht wesentlich verschieden von derjenigen, die sich der deutsche Bauer durch den freiwilligen Übergang von der Freiheit zur Hörigkeit in der Zeit des Lehnswesens selbst geschaffen hatte. Hier wie dort wurde ihm in Zeiten der Kriegsnot, die nicht ausbleiben sollten, durch den wehrhaften, kampfgewohnten Herrenstand Schutz für Leben und Habe zuteil. Ohne diesen Schutz wären die Letten durch die Eroberungsgelüste der Polen, Schweden und Russen einfach zermalmt worden. Auch muß es ihnen um die Mitte des 16. Jahrhunderts keineswegs schlecht gegangen sein, wenn der Chronist Ruffow ihr greulich üppiges Leben tadelt und dabei erzählt, daß sie auf Kirmessen und anderen Kirchenfesten bei Bier und Sackpfeifen tage- ja wochenlang geschwelgt und gejubelt hätten. Die Leibeigenschaft wurde ohne Zweifel mild gehandhabt, und zwischen Herren und Bauern bestand ein mehr patriarchalisches Verhältnis, das sich erst änderte, als in den Kriegswirren der Folgezeit und der allgemeinen Notlage der Edelmänn verarmte und verrohte.

Länger als in Livland, über das schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die fortgesetzten Einfälle Zwans des Schrecklichen entsetzliche Not hereinbrach, währte in Kurland der Friede. Denn während sich Livland, um Schutz vor dem Moskowiter zu finden, Polen in die Arme warf, sodann übel enttäuscht und von Freund und Feind in gleicher Weise mißhandelt, 1629 an Schweden fiel, wurde Kurland, wie bereits erwähnt, von Herzögen regiert, die sich zum Teil in wahrhaft väterlicher Weise ihrer Untertanen annahmen. Die bäuerlichen Verhältnisse, die dort in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, also zu derselben Zeit herrschten, wo Deutschland unter der Geißel des dreißigjährigen Krieges seufzte, werden durch die Predigten des Kurländischen Predigers Mancelius beleuchtet, aus denen uns ein neuerer Forscher folgendes Bild entwirft: „Gab es eine gute Ernte, so schaffte man gleich allerhand Puz an, um Sonntags in der Kirche und beim Krüge damit zu prunken. Da erschienen die Männer in neuen Röcken und in Stiefeln, während bei der Arbeit Pasteln (selbstgefertigte lederne Bundschuhe) getragen wurden, auf dem Kopfe prangte die Fuchs- oder Marder- müze. Die Weiber und Mädchen schmückten sich mit seidnen Bändern und großen wollenen Tüchern, die mit gebuckelten Silberbrezen (Brustspangen) festgesteckt wurden. Manche wollten nichts mehr wissen von eigengewebten Stoffen, sondern wollten nur noch Kleider tragen aus teurem englischen Watmal (grobcs Wollenzeug). Was aber die Wirte taten, das wollten die Dienstboten ihnen nachtun. Über die Kleiderpracht klagte man im 17. Jahrhundert allgemein, und Luxusgesetze wurden von Fürsten und Magistraten für die einzelnen Stände erlassen, ohne doch dem Übel wehren zu können“.

In sozialer Beziehung freilich war der Livländische Bauer

gegenüber dem deutschen im Nachteil: ihn trennte infolge der völkischen Verschiedenheit eine steile, kaum übersteigbare Schranke von dem deutschen Herrn, der Aufstieg in eine höhere soziale Schicht war für ihn erheblich erschwert. Wäre auch hier, wie es im östlichen Deutschland der Fall war, dem kolonisierenden Ritter der deutsche Bauer gefolgt, so hätte mit der Zeit eine Verschmelzung stattgefunden, die Letten wären wie dort die Preußen und Slawen allmählich eingedeutscht und dadurch in ihrer kulturellen und sozialen Entwicklung wesentlich gefördert worden. Da aber der deutsche Bauer sich nur auf dem Festlande auszubreiten pflegte, den Weg über das Meer jedoch mied, so fehlte es in der Baltischen Kolonie an diesem Bindeglied. Der deutsche Herren- und der undeutsche Bauernstand blieben streng geschieden, die Begriffe Bauer und Lette beziehungsweise Höriger deckten sich. Andererseits erklärt sich das zähe Festhalten des Deutschen an seinem Herrenrecht um so eher, da er nicht auf dem Wege natürlicher Entwicklung aus dem Ur- und Mutterboden deutschen Bauerntums Nachwuchs und Stärkung zu erwarten hatte. So blieb es bis in die jüngste Zeit. Das erklärt auch den Verzicht der Baltischen Edelleute auf allmähliche Eindeutschung der Letten, die durch die Volksschule leicht ausführbar gewesen wäre, solange die Letten sich noch nicht auf ihre völkische Eigenart besonnen und ihrer Entwicklung höhere Ziele gesteckt hatten. Bei der verhältnismäßig geringen Zahl der Deutschen wäre ihre herrschende Stellung dadurch gefährdet, sie selbst wären nur zu leicht von den Letten aufgesogen worden. Andererseits verschärfte sich nun, je mehr sich das völkische Selbstbewußtsein der Letten hob, der Gegensatz zwischen Herr und Bauer, er steigerte sich mit der Zeit vielfach bis zur Feindseligkeit und glomm wie die Glut unter der Asche fort, um zu gegebener Zeit in offene

Flammen auszuslagen.

Auch in weiteren Kreisen ist gegen den Edelmann der Baltischen Provinzen oft der Vorwurf des rückständigen Junkertums erhoben worden. Besonders in Deutschland, wo man von der Eigenart der geschichtlichen Gegebenheiten der Ostseelände nur sehr oberflächliche Kenntniss hatte und den Maßstab der ganz anders gearteten heimischen Verhältnisse ohne weiteres dorthin übertrug, ist dieser Tadel bis in die neueste Zeit in schroffster Form laut geworden. Gerechtere Beurteiler erkennen dem gegenüber an, daß der Deutschbalte seine geschichtliche Aufgabe, wenn auch nicht immer einwandfrei, so doch im allgemeinen mit weitgehendem Verständnis für die Forderungen der Zeit und in humanem Sinne gelöst hat. Und während er diese große von den Vätern überkommene kulturelle Mission allen Hemmnissen und Widerständen zum Trotz erfüllte, hat er in sich selbst in hohem Maße jene Eigenschaften entwickelt, die ihn befähigten, ganz auf sich gestellt, die Herrschaft über ein zehnmal zahlreicheres Volk zu behaupten. Ja mehr als das: er vermochte daneben auch dem russischen Reich und neuerdings sogar dem Mutterlande einen Überschuß an tüchtigen Kräften abzugeben, deren bildender Einfluß und Pionierdienste Rußland gegenüber gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können.

Wir müssen nach dieser Abschweifung zur Entwicklung des Bauernstandes zurückkehren. Im Anfang des 19. Jahrhunderts, etwa 50 Jahre früher als im übrigen Rußland, wurde den Letten und Esten unter dem Einfluß der im Westen zur Geltung gelangten freiheitlichen Ideen, auf Anregung aufgeklärter und edel denkender Edelleute durch Landtagsbeschluß die persönliche Freiheit gewährt. Der Bauer blieb zwar an der Scholle haften, dem Gutsherrn zu Fron und Abgaben verpflichtet, durfte jedoch nicht nach dessen

freiem Belieben von dem ihm erblich zugehörigen Hofe verdrängt werden. Sein Verhältnis zum Gutsbesitzer, der das Eigentumsrecht an Grund und Boden behielt, wurde durch Pachtverträge je nach Umfang und Güte des Landes geregelt, wobei der Bauer auch das Recht erhielt, neues Land zu pachten und seinen Grundbesitz zu erweitern. Die Pacht wurde dabei in der Regel in Gestalt von Arbeitsleistung erstattet.

Man sollte nun meinen, zumal wenn man die weitverbreitete Anschauung teilt, daß die „Funkerherrschaft“ schwer auf dem geknechteten Bauern lastete, dieser habe die Befreiung von der Leibeigenschaft als eine große Wohlthat, als Befreiung im eigentlichen Sinne aufgefaßt und genossen. Dem war jedoch keineswegs so. Es wird uns von vielen Seiten bezeugt, daß die Bauern die Aufhebung der Leibeigenschaft zunächst als eine unheimliche Neuerung, mehr eine Strafe als eine Wohlthat ansahen. Das erklärt sich einmal aus der Macht einer vielhundertjährigen Gewohnheit, die dem Druck seine Schwere nimmt und die Zuchtrute als eine Naturnotwendigkeit empfinden läßt; sodann aus der Eigenart des zwischen dem Gutsherrn und dem lettischen Bauern bestehenden Verhältnisses. Mit der Freiheit war diesem auch die Sorge um seine leibliche Existenz genommen gewesen. Der Bauer leistete seine Fron, bebaute seinen Acker und pflegte sein Vieh, alles übrige, vor allem die Erwägungen, Sorgen und Entschlüsse, die über den nächsten Tag hinausgingen, überließ er seinem Herrn. Gab es also Notjahre infolge von Mißernten oder Seuchen unter dem Vieh, so hatte der Herr seinen Bauern auszuhelfen, sie aus seinen Speichern mit Korn zu versorgen oder ihnen die Milchkuh zu überlassen. Der Gedanke vollends, das Gesinde und den Gutsherrn zu wechseln und an anderem Orte oder gar außer Landes sein Glück zu suchen, wäre vor hundert

Jahren kaum einem Letten gekommen. Er hatte in seinem Katechismus gelernt, und das war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, daß jede Obrigkeit von Gott komme, und daß es Pflicht sei, dem Herrn zu gehorchen nach den Worten der Schrift „nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen“. So nahm er auch deren gelegentliche Härte und Launen mit demselben Gleichmut hin wie unzeitigen Regen, Bliß und Hagelschlag. Als den Bauern daher die Aufhebung der Leibeigenschaft kundgetan wurde, da erhob sich zuerst großer Jammer, und mancher flehte seinen Herrn fußfällig und unter Tränen an, ihm doch diese Prüfung zu ersparen.

In der Tat hasteten der Neuerung, so gut sie gemeint war, mancherlei Mißstände an. Denn das frühere ununterbrochene Dienstverhältnis zwischen Gutsherrn und Bauer wurde nunmehr durch kurzfristige Pachten abgelöst. Das gab dem Bauern das Gefühl der Unsicherheit und hinderte ihn, mehr als das unbedingt notwendige für die Besserung seines Besitzes zu tun. Dazu kam ferner, daß die Fortschritte der Landwirtschaft auch gesteigerte Arbeitsleistung von den arbeitspflichtigen Bauern forderten, die sie ihrem eigenen Land entziehen mußten. So entsprach es einem fühlbaren Bedürfnis, daß durch neue Bauernverordnungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Pachtverhältnis auf eine neue gesetzliche Grundlage gestellt wurde. Der Gutsherr behielt zwar das Eigentumsrecht am Grund und Boden, dem Bauern hingegen wurde das dauernde Nutzungsrecht an dem sogenannten Bauernlande gleichfalls gewährleistet. Dieses Land durfte, abgesehen von einem der Verfügung des Gutsherrn überlassenen Bruchteil, der sogenannten Quote, nur an Bauern verpachtet, verkauft oder geschenkt werden. Zugleich wurde der Umfang der Bauernhöfe innerhalb gewisser Grenzen, die weder nach

oben noch nach unten verrückt werden durften, festgelegt, so daß einer Zersplitterung des Bauerlandes einerseits, einer Verschmelzung zu größeren Einheiten andererseits vorgebeugt wurde. Diese Reform bezweckte also den Schutz des wirtschaftlich schwachen Bauern gegen etwaige Ausnutzung durch den kapitalkräftigen Großgrundbesitzer. Die längere Befristung der Pachtverträge bot eine erwünschte Sicherung, auch wurde der Übergang von der Arbeitspacht zur Geldpacht angebahnt und dem Bauern die Möglichkeit geboten, das bisher in seiner Nutzung befindliche Land als erbliches Eigentum zu erwerben. Die Folge dieser Neuregelung war denn auch, daß das Bauerland inzwischen fast ausnahmslos Eigentum der Bauern geworden ist, so daß gegenwärtig etwa $\frac{2}{5}$ der Gesamtfläche der Ostseeprovinzen bäuerlichen Besitz bildet, worunter freilich fast der gesamte Waldbestand den Gutsherren gehört. Die Durchschnittsgröße des Bauernhofes auf den Rittergütern beträgt dabei etwa 45 ha, auf den Domänengütern dagegen nur etwa 28 ha. Während dort nur wenige Bauerngüter weniger als 15 ha umfassen, bewegt sich der Umfang auf den Domänen meist zwischen 5 und 10 ha, da der Russe dem Grundsatz huldigt, jedem Mann einen Anteil am Landbesitz zu gewähren, einerlei ob der Ertrag zum Unterhalt einer Haushaltung ausreicht.

Als die Deutschen gegen Ende des 12. Jahrhunderts zum erstenmal mit den Letten in Berührung traten, lebten diese noch im Urzustande, und jede höhere Geistesbildung war ihnen fremd. Daß sie sich zum Ausdruck ihrer Gedanken, zur gegenseitigen Verständigung einer Schrift bedient hätten, wird nirgends erwähnt, wenn auch der Gebrauch von Losorakeln auf die Möglichkeit hindeutet, daß sie Runenzeichen anwendeten. Gekerbte Hölzer dienten ihnen wie anderen Urvölkern bei Aufzeichnung von Arbeitsleistungen oder Schuldverpflichtungen und sind stellenweise bis in die jüngste Zeit im Gebrauch geblieben. Ihre Anwendung bestand darin, daß der Vogt sowohl als der Knecht je einen von zwei gleich langen Kerbstöcken in Verwahrung hatte. Nebeneinander gelegt, wurden die Stäbe je nach der Zahl der Arbeitstage oder sonstigen Leistungen mit Querkerbten versehen. Ein Fälschungsversuch ist also bei diesem einfachen Verfahren ausgeschlossen.

Für lange Zeit lag die geistige und sittliche Pflege und Unterweisung des Landvolks in den Händen der Geistlichkeit. Man muß sich die entsprechenden Verhältnisse im Mutterlande vergegenwärtigen, um es begreiflich zu finden, daß es in den ersten Jahrhunderten der deutschen Herrschaft noch keine geordneten Schulverhältnisse geben konnte. Waren doch in Deutschland trotz seines verhältnismäßig hohen Bildungsstandes im 13. Jahrhundert selbst die geistig so hochstehenden Minnesänger nur ausnahmsweise des Lesens und Schreibens kundig, so daß sie ihren

Schaz an Liedern nur im Gedächtnis aufzubewahren und mündlich weiterzugeben vermochten. Was also in jener Zeit in Livland an Volksbildung geschah, mochte sich hauptsächlich auf religiöse Belehrung beschränken, wozu die Geistlichen der Landessprachen kundig sein mußten. In einer uns erhaltenen Kirchenordnung aus dem Jahre 1428 wird denn auch die Anstellung im Pfarramt ausdrücklich davon abhängig gemacht, daß der Bewerber über diese Kenntnis verfügt. Im 16. Jahrhundert finden wir bereits eine Abgabe erwähnt, die der Ordensmeister Fürstenberg dem Landvolf zum Unterhalt der Schulen auferlegte; doch scheint das Geld unter dem Zwang der kriegerischen Zeitläufte damals eine andere Verwendung gefunden zu haben.

Früh fand die evangelische Lehre in den Ostseeprovinzen Eingang. In Riga faßte sie bereits zwischen 1520 und 1530 festen Fuß, ohne daß es dabei zu erheblichen Unruhen gekommen wäre. Schon in den Jahren 1523—25 richtet Luther mehrere Schreiben sowie die Auslegung des 127. Psalmes an die Christen in Livland. Es muß dahingestellt bleiben, ob die Letten schon damals den Wandel des Bekenntnisses in ihrem Inneren durchlebten, oder ob sie noch im Zustande religiöser Unmündigkeit der herrschenden Strömung widerstandslos folgten. Jedenfalls hat die Reformation bald tiefe Wurzeln in die Herzen des Volkes geschlagen, dem Bibel und Gesangbuch allezeit als ein teurer Besitz galten.

Die Landesregierung aber ließ sich, als der Orden 1561 seine Selbständigkeit aufgab und sich dem Polenkönig Sigismund August unterwarf, von diesem feierlich geloben, daß er dem Lande die Religion nach der Augsburger Konfession „unangetastet und unverlezt“ lassen wolle. Da jedoch gerade um jene Zeit die schweren Heimfuchungen des Landes durch den Krieg mit Ruß-

land begannen, so ist es leicht verständlich, daß die segensreichen Folgen der Reformation in bezug auf Gründung von Volksschulen noch einen langen Aufschub erlitten.

Wie unsagbaren Leiden die Bewohner Livlands zwischen 1558 und 1582 durch die wilden Horden des sogar von den Russen mit dem Beinamen „Der Schreckliche“ gebrandmarkten Großfürsten Iwan von Moskau ausgesetzt waren, dafür kann ich mir nicht versagen, eine erschütternde Stelle aus einer Predigt des Kurländischen Hofpredigers Mancelius anzuführen, bei deren Inhalt man unwillkürlich an die Heimsuchungen unserer unglücklichen Ostpreußen im ersten Kriegsjahre erinnert wird. Dazu sei bemerkt, daß Mancelius, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Mitau gestorben ist, zwar kaum Selbsterlebtes schildern konnte, gewiß aber aus den Berichten geschöpft hat, die ihm von älteren Augenzeugen zugegangen waren. Er sagt: „Damals haben die grausen Russen Livland nicht nur vollständig verwüstet, sondern auch die Leute, Bauern und Deutsche, Gutsbesitzer und Bornehme gemartert, geschunden und gefengt. Die Russen haben sie wie Schweine am Bratspieß aufgehängt und gebraten, ihnen mit Peitschen die Augen aus dem Kopf herausgeschlagen. Sie schändeten Frauen und Jungfrauen, töteten die einen, führten andere als ewige Sklaven nach Rußland, wieder andere auf eine Brücke, schlugen mit Knütteln und Keulen nach ihrer Stirn, ließen sie dann in den Fluß versinken und den Fischen und Vögeln zum Fraße dienen. O, wie viele sind da auf dem Dünghaufen geblieben, wie viele von den Hunden am Wege gefressen, wie viele in den Gefängnissen verfault! Wer kann all das Leid aussagen, das in jener Russenzeit die Leute, Junge und Alte, Reiche und Arme, Deutsche und Bauern, Bornehme und Geringe, gesehen und gelitten haben. Darum sangen sie auch in ihren Gebeten zu

Gott: „Die Leiden, die wir gesehen haben an Männern, Weibern und kleinen Kindern, laß uns, o Gott, nie wiedersehen!“

Dem gegenüber ist es um so bemerkenswerter, daß schon im Jahre 1586, also wenige Jahre nach dem Abzug der Russen der kleine Katechismus Luthers ins Lettische übersezt und gedruckt worden ist, ein beredtes Zeugnis für die Bemühungen der Geistlichkeit, das durch das namenlose Elend verrohte und stumpf gewordene Landvolk durch religiöse Unterweisung sittlich zu heben. Schon im folgenden Jahr erschien auch eine lettische Übersezung der Psalmen und geistlichen Lieder, erst 100 Jahre später die erste Bibelübersezung.

Unter der für Livland (im engeren Sinne) etwa 90 Jahre währenden schwedischen Herrschaft (1629—1721) nahm die Volksbildung einen erfreulichen Aufschwung, der freilich durch immer neu einseßende Kriegsunruhen erheblich gestört wurde. Immerhin war es bedeutungsvoll, daß der große Schwedenkönig Gustav Adolf die unzweideutige Forderung aufstellte, daß auch das undeutsche Landvolk am Segen der Schulbildung Anteil erhalten sollte, eine Anregung, die in den Beschlüssen der Livländischen und Kurländischen Landtage ein erfreuliches Echo fand. Denen, die, sei es aus Unkenntnis oder um die Verdienste der „Lunker“ um die Volksbildung herabzusetzen, nur von Unterdrückung und Ausbeutung des Landvolks zu sprechen wissen, kann mit Fug die Mahnung entgegengehalten werden, die der schon genannte Pastor Mancelius an seine lettische Gemeinde richtet. Er rät den Bauern eindringlich, ihre Kinder fleißig in die Schule zu schicken: „Bereits mancher Bauernsohn sei Pastor geworden, auch Richterposten könne ein Geschulter erhalten, schließlich würde Bildung auch dem Bauernstande nützen, namentlich bei Erziehung der Kinder.“ Danach war es also schon im 17. Jahrhundert in Kurland nicht

ausgeschlossen, daß ein strebsamer Lette die ihm durch Geburt und Landesbrauch gezogenen Schranken durchbrach und eine höhere gesellschaftliche Staffel erstieg, mochten derartige Fälle auch vorerst nur vereinzelt in die Erscheinung treten.

Merkliche Fortschritte freilich machte die Volksbildung in Livland erst in den letzten 200 Jahren unter dem russischen Szepter. In Kurland herrschten, da es von 1561, d. h. seit der Ordensstaat zusammenbrach, bis 1795 von eigenen Herzögen unter polnischer Lehenshoheit regiert wurde, schon während des ganzen 17. Jahrhunderts günstigere Zustände. Nur wäre es ein Irrtum zu meinen, daß die Russen selbst sich ein Verdienst um die Hebung der Schule erworben hätten. Man war ihnen vielmehr schon herzlich dankbar, wenn sie nicht durch ihre Einmischung die selbständige Entwicklung der Landesverhältnisse störten. Und das hat Peter der Große, der ja der westlichen Kultur große Hochachtung entgegenbrachte und ihre Segnungen auch dem russischen Volke zu vermitteln bestrebt war, unterlassen. Er hielt das der Livländischen Ritterschaft bei der Kapitulation Rigas feierlich abgelegte Versprechen, daß Kirche und Schule bei der evangelisch-lutherischen Religion sollten bleiben dürfen. Doch auch die Ritterschaft stieß bei dem besten Willen, das Landvolk seiner Verwahrlosung zu entreißen und überall das Volkswohl zu fördern, zunächst auf große Schwierigkeiten. Denn das Land war infolge des Nordischen Krieges und der oft wiederholten russischen Einfälle in einem schrecklichen Zustande. Hatte doch Peters Feldherr Scheremetjew seinem Herrn jenen berüchtigten Bericht erstatten können, nach dem er seinen Auftrag, das Land zu verheeren, auf das gründlichste ausgeführt habe. „Nichts steht aufrecht“, so heißt es darin wörtlich, „außer Pernau und Reval und hin und wieder ein Hof am Meer; sonst ist von

Reval bis Riga alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet; die Orte stehen nur noch auf der Karte verzeichnet.“ Was aber der Kriegsfurie durch die Flucht in unzugängliche Wälder hatte entrinnen können, das hatten Hunger und Pest vollends bis auf geringe Reste hingerafft. Welche bewundernswerte Lebenskraft und Zähigkeit haben doch die Deutschen in Stadt und Land erwiesen, daß sie nach solchen niederdrückenden Erfahrungen nicht der Verzweiflung erlagen, sondern immer aufs neue die Hand an den Pflug legten. Und diesmal sollte ihre Arbeit nicht vergeblich sein. Das Land gelangte, wenn auch nur langsam und allmählich, zu neuer Blüte, und mit dem wieder erwachenden Lebensmut und Wohlstand ging auch die Entwicklung des Schulwesens Hand in Hand. In der Fürsorge für die Volksschule sahen die Ritterschaft und Geistlichkeit eine ihrer vornehmsten Ehrenpflichten. Dabei waren sie in diesem Bemühen ausschließlich auf die eigene Kraft angewiesen, denn die Volksschule wurde und wird in den Ostseeprovinzen ohne jeden Zuschuß aus Reichsmitteln ausschließlich auf Landeskosten unterhalten, auch die Leitung und Aufsicht über das gesamte Volksschulwesen wird von Ritterschaft, Geistlichkeit und Gemeinde ehrenamtlich versehen.

Schlimm genug sah es anfangs aus. 1736 wurde durch eine allgemeine Schulvisitation festgestellt, daß in ganz Livland noch 108 Volksschulen mit insgesamt 1300 Schülern vorhanden waren. Ehe man aber an ihre Vermehrung gehen konnte, galt es vor allem dem Lehrermangel abzuhelfen. Da durften zunächst an methodische Schulung keine hohen Ansprüche gestellt werden. Wie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, ja sogar noch zur Zeit Friedrichs des Großen der Volksschulunterricht größtenteils in der Hand von Invaliden und Handwerkern lag, deren Bildung über die notdürftigsten Kenntnisse im Lesen,

Schreiben und Rechnen kaum hinausging, ähnlich auch hier. Da nahmen die Frauen und Töchter der Gutsbesitzer, unterstützt von den Pastoren, die Ausbildung von Lehrern in ihre Hand. Sie leiteten einzelne Letten, die die Kunst des Lesens und Schreibens einigermaßen beherrschten, durch privaten Unterricht dazu an, diese Kenntnis der völlig verwilderten bäuerlichen Jugend zu vermitteln, während die Geistlichen selbst den Religionsunterricht als die wichtigste Aufgabe der Volksbildung leiteten. Zu diesem Zweck wurden auf vielen Gütern „Bauernschulen“ eingerichtet, und so der erste Grund zu einer allgemeineren und umfassenderen Schulbildung gelegt. Schon auf dem Landtage des Jahres 1765 konnte der allgemeine Schulzwang für die fünf Wintermonate von Martini (10. November) bis Georgi (23. April) zur Einführung gelangen. Ein weiterer erheblicher Fortschritt aber trat zu Beginn des 19. Jahrhunderts infolge Aufhebung der Leibeigenschaft ein. Das Volksschulwesen wurde auf eine gesicherte Rechtsgrundlage gestellt und nach innen zweckentsprechend ausgebaut. Dabei legte die Bauerschaft selbst ein reifes Verständnis für den Wert einer gediegenen Schulbildung an den Tag, brachte willig aus Gemeindemitteln die erforderlichen Opfer und wetteiferte mit der Geistlichkeit und der Ritterschaft innerhalb der verschiedenen diesem Zwecke dienenden Schulbehörden in der weiteren Ausgestaltung der Volksschule. Zur Ausbildung der erforderlichen Lehrkräfte wurden Seminare begründet, unter denen neben mehreren städtischen Seminaren in Livland die sogenannte Ritterschaftsschule zu Irmlau in Kurland besonderen Ruf genoß.

Der Lehrgang in den verschiedenen der Volksbildung dienenden Schulen, von der sogenannten Gemeindeschule bis hinauf zur gehobenen Parochialschule ist auf Landtagen und

Predigersynoden auf das eingehendste geprüft und ausgestaltet worden, so daß man die Volksschule der Ostseeprovinzen wohl in ihrer Art als mustergültig bezeichnen darf. Folgendermaßen gestaltete sich der Lehrgang, der freilich infolge der in den 80er Jahren einsetzenden Russifizierung heute wesentliche Veränderungen erlitten hat. Die weite Entfernung der meisten Bauernhöfe von der Schule, die oft viele Kilometer beträgt, machte es notwendig, daß der Anfangsunterricht ins Haus verlegt ist. Vom 8.—10. Lebensjahr wurden die Kinder von der Mutter im Lesen, Katechismus und Einmaleins unterwiesen, während es zu den Amtspflichten des Geistlichen gehörte, sie von Zeit zu Zeit auf ihre Fortschritte zu prüfen und den Eltern aus seiner Erfahrung Rat zu erteilen. Vom 11.—14. Jahr besuchten die Kinder sodann die Gemeindeschule, wo sie den üblichen Volksschulunterricht einschließlich der deutschen oder russischen Sprache genossen. Nach ihrem Austritt waren sie noch bis zum 17. Jahr, wo sie konfirmiert zu werden pflegten, zum Besuch der Wiederholungsschule verpflichtet, wenn auch nur während einiger Frühlings- und Herbstwochen. Wer seine Bildung erweitern oder auf eine höhere Lehranstalt übergehen wollte, pflegte entweder aus der Gemeindeschule in eine Parochials-, d. h. Kirchspielschule überzutreten, oder er besuchte die staatlichen „Kreis-schulen“, die sich in den Kreisstädten befanden. Hier wie dort erweiterte sich der Lehrgang durch den nicht mehr wahlfreien Unterricht im Deutschen und Russischen sowie in Geschichte und Naturkunde.

Befremden wird die deutschen Leser einmal die Gleichstellung der deutschen und russischen Sprache im Lehrplan der Volksschule, sodann daß die russische Sprache abgesehen von den staatlichen Lehranstalten (Kreis-schule, Realschule und Gymnasium)

erst in den (gehobenen) Parochialschulen zwangsweise gelehrt wurde, daß also weder ein staatlicher Zwang, noch das praktische Bedürfnis die Kenntnis des Russischen zu fordern schien, was eher von der deutschen Sprache galt. Dem war in der That so. Der Staat hat sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur um die Volksschule der Ostseeprovinzen und deren Lehrplan wenig gekümmert, sondern sogar in den vom Staate unterhaltenen Schulen, von der Kreisschule bis hinauf zur Universität war die deutsche Lehrsprache in Anwendung. Selbst der Leiter einer solchen Schule konnte frischweg aus Württemberg oder Sachsen eingewandert sein und brauchte kein Sterbenswörtlein Russisch zu können. Ein praktisches Bedürfnis aber, die Reichssprache zu erlernen oder ihr den Vorzug vor der deutschen zu geben, war bis in die 70 er Jahre für den Letten, der nach der Schulzeit den väterlichen Acker bebaute oder als Handwerker und Krämer in der Kleinstadt seinen Erwerb suchte, schlechterdings nicht vorhanden, während er ohne Kenntnis des Deutschen in den Städten unmöglich sein Fortkommen finden konnte.

Das änderte sich mit einem Schlage, als 1874 die allgemeine Wehrpflicht in Rußland zur Einführung gelangte. Nicht nur daß die Kenntnis der Heeresprache für den künftigen Soldaten erforderlich schien, auch sonst räumte das Wehrpflichtgesetz der in den staatlichen Lehranstalten erworbenen oder nachgewiesenen Schulbildung sehr bedeutende Vorteile ein. Denn während der völlig Ungeschulte anfangs eine 6 jährige Dienstzeit abzuleisten hatte (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren es sogar 30 Jahre), verminderte sich diese Frist schon auf Grund einer nachgewiesenen dreijährigen Elementarbildung um 2 Jahre. Ein weiteres Jahr gewann man, wenn man auch den dreijährigen Kursus der Kreisschule durchlaufen hatte, und so fort. Man

begreift, daß der Lette mit seinem klaren praktischen Blick sich diese Vorteile ungern entgehen ließ. Alles strömte damals in die städtischen Schulen, darunter viele schon recht bejahrte, unmittelbar vor ihrer Dienstpflicht stehende Schüler, um sich noch eine Herabsetzung zu verdienen. Überhaupt muß man es den Letten zum Lobe nachsagen, daß sie auf die Bildung einen hohen Wert legen. Daß diese Wertschätzung nicht sowohl der Bildung an sich gilt, sondern vielmehr der Erwägung, daß man durch sie zu Reichtum und Ansehen gelangen kann, darin wird der nüchterne Bauer überall auf der Welt gleich empfinden. Um seinen Söhnen eine gute Schulbildung über das Mindestmaß hinaus zu verschaffen, war der Lette auch zu erheblichen Opfern bereit. Und der Knabe verzichtete seinerseits willig auf die Bequemlichkeit des Elternhauses und nahm mit einem kalten Winkel in dem bescheidenen Bürgerhause der Stadt und mit kalter, für die Woche im voraus von der Mutter mitgebrachter Kost vorlieb, um die städtische Schule besuchen zu können.

Eines Zwanges zum regelmäßigen Schulbesuch bedurfte es also beim Letten nur ausnahmsweise. 98 v. H. aller schulpflichtigen Kinder kamen im Schuljahr 1881 ihrer Pflicht nach. Das änderte sich dann freilich, als der russische Staat die Volksschule unter seine Obhut nahm. Im Jahre 1905 war in Liv- und Kurland die Zahl der des Lesens und Schreibens unkundigen Rekruten wieder auf 22 bezw. 29 gestiegen. Auch diese Ziffer sticht noch vorteilhaft genug ab von den 77 v. H. im ganzen europäischen Rußland und den 70 v. H. in Polen. Dabei wurden die beträchtlichen Unterhaltungskosten der Volksschule ohne Beteiligung des Staates zum Teil vom Großgrundbesitz, überwiegend aber von den Bauerngemeinden selbst aufgebracht.

Mit der Zeit, je mehr insbesondere der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung sich hob, richtete sich der Ehrgeiz der Eltern in zunehmendem Maße darauf, ihren Söhnen das Universitätsstudium zu ermöglichen. Die Letten sind im allgemeinen helle Köpfe, dazu jeder Nützlichkeitsermägung leicht zugänglich. Auch legen sie wie jeder Emporkömmling Wert auf äußeren Schein, und der gesunde Trieb zum Fortschritt steigert sich oft zu einem ungesunden Ehrgeiz. Diese Eigenschaften traten schon unter der Schuljugend zu Tage. Der Lette richtete sein ganzes Streben darauf, den deutschen Herrensohn auf der Schulbank zu überflügeln, sich eine hohe Platznummer zu erringen. Soweit es ihm dazu an Verstandesgaben mangelte, ersetzte er sie durch eisernen Fleiß. Dann kam es wohl vor, daß der einstige Muster Schüler den Anforderungen des Universitätsstudiums gegenüber scheiterte.

Aber das waren doch nur Ausnahmen. Ihnen stand eine stetig wachsende Zahl von Letten gegenüber, welche die vorgeschriebenen Prüfungen bestanden, als Geistliche, Oberlehrer, Ärzte, Apotheker, Rechtsanwälte und Zeitungsschreiber mit den Deutschen in zunehmendem Maß in Wettbewerb traten und diese aus Wahlposten mit Hilfe der Stimmen ihrer Volksgenossen vielfach verdrängten. Dies war besonders in den landischen Pfarrämtern der Fall, wo in einzelnen Kreisen Livlands gegenwärtig fast sämtliche Predigerstellen in den Händen von Letten sind. Statistisch ist diese Entwicklung ja schwer zu erfassen; hier mag die Angabe genügen, daß auf der Landesuniversität Dorpat (Tsurjew) im Jahre 1890 73, 1900 53, 1910 114 Letten neben 61, 68 und 269 Esten studierten. Diese Ziffern lassen zwar den Bildungsdrang der Letten als geringer erscheinen als den der Esten, besonders da sie in umgekehrtem Verhältnis zu der Bevölkerungs-

ziffer stehen, wonach etwa $1\frac{1}{3}$ Millionen in Kurland und Livland lebender Letten nur 900 000 Esten gegenüberstehen. Doch ist es leicht möglich, daß die Letten in den letzten Jahren den russischen Universitäten im Reich den Vorzug vor der Landesuniversität gegeben haben, während die Esten schon wegen der geringeren räumlichen Entfernung ihr treu geblieben sind.

Kann man somit den Letten die Anerkennung hohen Bildungstrebens nicht versagen, ist auch ihr Anteil an der geistigen Führung im Lande ständig gestiegen, so läßt sich doch andererseits die Tatsache nicht in Abrede stellen, daß sie es bisher auf keinem Gebiet zu wirklich originalen schöpferischen Leistungen gebracht haben. Gewiß hat hier und da ein Philologe oder Theologe innerhalb seiner Wissenschaft anerkanntes geleistet, gewiß haben die Letten tüchtige Techniker und Ärzte, Verwaltungsbeamte und Militärs hervorgebracht. Nur in seltenen Ausnahmen aber hat sich ein Lette auch außerhalb der Grenzen des russischen Reiches Ruf und Geltung erworben: einen Letten von Weltruf hat es noch nicht gegeben. Man sage nicht, daß bis vor 50 Jahren ein jeder Lette mit dem Erwerb einer höheren Bildung zugleich Deutscher oder Russe wurde und seinem Volkstum verloren ging. Ihre lettische Abstammung wäre darum in den engen Grenzen des Heimatlandes und innerhalb des kurzen Zeitraums, seitdem es überhaupt gebildete Letten gibt, nicht vergessen worden. Eher darf man die Kleinheit des lettischen Volkes und die Kürze der Zeit, seit es zu völkischem Selbstbewußtsein erwacht ist, als Erklärung anführen. Doch scheint es einstweilen, als wenn die Natur dem Letten das schöpferische Vermögen versagt hat, daß er nur dank seiner Gelehrigkeit, seinem großen Anpassungsvermögen und seinem Fleiß dort tüchtiges leistet, wo jene Eigenschaften schon einen

Erfolg verbürgen. Auf dem Gebiete der Musik dagegen, sowie in der Malerei und Bildhauerkunst haben sie trotz eifrigen Strebens nur bescheidene Leistungen aufzuweisen.

Innerhalb der Dichtkunst überwiegen einstweilen die Übersetzungen aus anderen Kultursprachen, besonders dem Deutschen, worunter die vortreffliche Faustübersetzung von Rainis freilich hohes Lob verdient und auch für die Bildsamkeit der lettischen Sprache ein rühmliches Zeugnis ablegt. Selbständige Dichtwerke von einigem Wert werden nur wenigen Letten, wie den Dramendichtern Rudolf Blaumann und Else Rosenbergs-Mleekschans sowie einigen Lyrikern und Erzählern nachgerühmt. Immerhin wird man mit einem abschließenden Urteil über die dichterische Befähigung des lettischen Volkes noch zurückhalten müssen. Schon daß es einen außerordentlich reichen Schatz an alten Volksüberlieferungen ohne das Mittel der Schrift durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart gerettet hat, offenbart die Wertschätzung, die es der Dichtung entgegenbringt. Zwar ein Heldenepos, wie es die Finnen in der Kalewala, die Esten im Kalewipoeg besitzen, (dieses freilich erst vom Herausgeber Dr. Kreuzwald aus vielen Einzelliedern und Profaresten in eine einheitliche Kunstform gebracht) scheinen die Letten nicht geschaffen zu haben, obgleich auch in ihren Märchen noch mancherlei epische Reste erkennbar sind. Damit wäre aber noch nicht bewiesen, daß ihnen überhaupt die Gabe der Phantasie und dichterischer Schaffenskraft versagt sei. Für die erstere legt ihr Reichthum an naturdeutenden Sagen, für die letztere die üppige Fülle und Eigenart ihrer Volkslieder Zeugnis ab.

Auch wird man billiger Weise einräumen müssen, daß ein so versteckt, fernab vom Getriebe des Weltverkehrs lebendes Volk wie die Letten es naturgemäß äußerst schwer hat, seinen

am Wort haftenden Geistes schöpfungen außerhalb des engen Kreises der eigenen Nation Gehör zu erzwingen. Gibt es doch außer den Deutschbalten kaum jemanden, der ihrer Sprache so weit kundig ist, um eine lettische Dichtung voll auf sich wirken zu lassen. Und nun vollends sie in formvollendeter Weise in eine andere Sprache, in diesem Falle in die deutsche, zu übertragen und dadurch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, kann nur einem geistesverwandten Dichter gelingen. So bezeugen namhafte Kenner der lettischen Volkspoesie wie Dr. August Bielenstein und G. F. Büttner, daß im Liederschatz der Letten viel wertvolles enthalten ist, aber diese Männer beschränken sich auf die Sammlung und Aufzeichnung der noch im Volk lebendigen Liederstrophen, schreckten aber vor der Schwierigkeit zurück, sie dem deutschen Leser zu verdolmetschen. So wird es zur Zeit nur sehr wenige Deutsche geben, die über den Wert der neueren lettischen Lyrik zu urteilen befähigt und befugt sind. Einer dieser wenigen, Bruno Götz, brachte kürzlich in der Frankfurter Zeitung eine Würdigung einiger junger lettischer Lyriker, in der Elfriede Skalberg (Karl Skalbe), Friedrich Bahrda, Jan Jaunsudrabin und J. Akurater in ihren Schöpfungen in anerkennender Weise charakterisiert und dem deutschen Leser in einzelnen ausgewählten Strophen nahegebracht wurden. Um wenigstens an einer dieser Proben die Eigenart dieser Dichtungen zur Anschauung zu bringen, die aus dem Urgrund der lettischen Volksseele entsprossen, doch viel dem germanischen Empfinden verwandtes enthält, wähle ich folgende Verse von Bahrda, die uns zeigen, wie sich ein nordischer Frühlingsabend in der Seele des Dichters spiegelt:

Mädchen neigen sich über den Brunnenrand
und schöpfen feuchtes Dunkel aus schwarzen Tiefen.

Der Schlaf wälzt graue Berge aus Dämmerland
über die Wiesen, die von Nebel triefen.
Die Wachtel schnarrt ihr seltsames Weberlied,
Laken webt sie, die weiß auf den Feldern schimmern.
Verschlafen matet der Mond durch den Fluß und zieht
silberne Ketten mit, die im Wasser flimmern.
Kirschbäume steh'n mit weißen Ästen am Zaun,
die sich wie schwere Flügel zur Erde neigen.
Zwei glühende Kohlen unter dem Stalldach, schau'n
die funkelnden Augen des Albs in das lastende Schweigen.
Dunkle Angst zittert aus allen Weidenzweigen.

Greife ich zu hoch, wenn mich diese Kunst der Naturbeseelung,
in der die Mythenschöpfung fernster Urzeit einen Nachhall zu
finden scheint, an des jungen Goethe Sesenheimer Nachtritt
in „Willkommen und Abschied“ erinnert? Wie dem auch sei, ein
vorschnelles Urteil über die dichterischen Fähigkeiten und Ent-
wicklungsmöglichkeiten eines eben erst zur geistigen Mündigkeit
erwachenden Volkes, wie es die Letten sind, werden wir an-
gesichts solcher Jugendproben meines Erachtens besser unter-
drücken.

Um aber nochmals zu den volkstümlichen Überlieferungen
zurückzukehren, so haben die in den letzten Jahrzehnten in Kur-
und Livland veranstalteten Sammlungen einen unerschöpflichen
Schatz an solchen zu Tage gefördert, der in vielen Bänden auf-
gezeichnet ist. Erstaunlich ist, wie gesagt, der Reichtum an Volks-
sagen, =märchen, =schwänken, =liedern und =rätseln. Inhaltlich
bieten uns die Märchen und Sagen ja kaum völlig Eigenartiges.
Es sind die gleichen Motive, wie sie uns auch bei anderen Völkern
begegnen, die die gestaltende Phantasie des Volkes nie müde
wird zu immer neuen reizvollen Gebilden zu verknüpfen, dem

Kinde vergleichbar, das mit seinen Bauklößchen immer neue Bauformen schafft, oder der farbenfreudigen Weberin, die aus vielen bunten Fäden die mannigfaltigsten wirkungsvollen Muster erzeugt.

Die Schwänke sind ausgezeichnet durch scharfe Beobachtungsgabe und unverwüßliche Laune. Die ausgesprochene Neigung zur Satire, die dem Letten wohl überhaupt eignet, wendet sich im Schwank gern gegen den geizigen Bauern, den hartherzigen Vogt, den betrügerischen Zigeuner usw. Viele Einzelerfahrungen verwandter Art verschmelzen hier zu typischen Fällen, in deren dichterischer Prägung das Volk sich durch launige Übertreibung und Verzerrung über das Niederdrückende des echten Erlebnisses erhebt und damit befreiend auf die Seele wirkt.

Und nun vollends der Reichtum an Volksliedern, von denen bereits Hunderttausende gesammelt sind, ohne daß damit der Vorrat erschöpft wäre, freilich auch hier größtenteils Varianten, d. h. Spielarten einer Urform. Von ihrer Eigenart und von der Rolle, die sie im Volksleben spielen, wäre noch eingehender zu handeln. Hier sei nur soviel gesagt, daß sie teils Naturempfindungen wiedergeben, teils auf das menschliche Leben in seinen verschiedenen Abschnitten Bezug nehmen, zum großen Teil sich auch an Familienfeste anschließen. Sie sind somit eine oft schwer zugängliche, aber darum nicht minder gehaltvolle, kaum zu erschöpfende Fundgrube für die Erkenntnis des Geisteslebens und der Volksbräuche der Letten.

Höchst eigenartig sind ferner die Volksrätsel. Sie kleiden sich meist nicht wie die deutschen in die Form einer Frage, sondern sprechen in Form eines Vergleiches ein Urteil über ein Ding aus, das danach zu erkennen nicht immer leicht ist und ein Eingewöhnen erfordert. So wird der Geist zum Nachdenken angeregt, um im

dichterisch gestalteten Bilde das Urbild zu erkennen. Ein paar Beispiele werden dies deutlicher machen: „Klein klein Lönnchen, zweierlei Bierchen“ bedeutet ein Ei; „zwei Schwesterchen laufen weinend dahin“ (zwei Wassereimer an der Trage); „eine weiße Wiese, schwarze Rinder, für einen Klugen angenehm zu weiden“ (Buch oder Brief); „ein Zigeuner sitzt auf goldenem Stuhl“ (der rußige Kessel auf dem Herdfeuer); „man schlägt die Mauer entzwei und findet Silber, man schlägt das Silber entzwei und findet Gold (Ei). Diese Rätsel gelten dem Forscher für uralt und bergen oft Naturanschauungen in sich, die bei anderen Völkern zur mythologischen Gestaltung von Naturgöttheiten Anlaß gaben. So das Rätsel: „Ein hoher Vater, eine breite Mutter, ein toller Sohn, eine blinde Tochter“; gemeint sind Himmel, Erde, Wetter (Sturm), Nacht. Eben diese Naturerscheinungen dachten sich die Griechen in vorhomerischer Zeit als beseelte göttliche Wesen, die gleichfalls als Glieder einer Familie (Uranos, Gaia, Nyx) vorgestellt wurden.

Zum Schluß dieser Betrachtung über die Geistes schöp fungen der Letten seien ein paar Sprachproben hergesezt, Übersetzungsversuche der Wacht am Rhein und des Kutscheliedes. Beide sind während des deutsch-französischen Krieges entstanden, und zwar verdanken wir sie dem bereits genannten, durch seine grundlegenden Forschungen auf dem Gebiete der lettischen Sprache und Kultur hochverdienten Pastor Dr. Bielenstein. Sie sollen eine Vorstellung von dem Lautklang der lettischen Sprache gewähren, die einerseits über großen Reichtum an weichen Konsonanten und an unserer Sprache fremden Diphthongen verfügt, wodurch sich reiche Klangwirkungen erzielen lassen, andererseits freilich im Munde des Volkes etwas breites und schleppendes an sich hat, das auf unser Ohr unerfreulich wirkt.

Tur sauzin sauz, kā pērkōns
 dūz,
 Kā brunjas skan, kā bangas
 rūz:
 Kas ātri jel pee Reīnupes
 kljūs?
 Kas mūsu rōbežu sargi būs?
 Nebēdā, tēwfeme, nebēdā!
 Tee rōbežu sargi nōmōda!

Un tūkstōschu tūkstōschī
 satrūkstās,
 Un wisas azis eedegās —
 Spēks rōkā, sirdī tizība, —
 Tee tēwfemes rōbežas
 apsargā.
 Nebēdā, tēwfeme, nebēdā!
 Tee rōbežu sargi nōmōda!

Dort rufend ruft's, wie Don-
 ner dröhnt,
 Wie Panzer klirren, wie Wellen
 rauschen;
 Wer schnell wohl (wird) zum
 Rheinstrom gelangen?
 Wer unsrer Grenzen Wächter
 (wird) sein?
 Getroßt, Vaterland, getroßt!
 Die Grenz-wächter (sind) wach-
 sam.

Und Tausender Tausende rafften
 sich auf,
 Und alle Augen entflammen,
 Kraft (in der) Faust, (im)
 Herzen Vertrauen,
 Sie des Vaterlandes Grenzen
 bewachen.

Das Kutschelied

(Kútschkas dfeesma)

Kas tur pa krūmeem wafajas?
 Napoljums gan tur lōschnajās.
 Kas winjam gan tur
 jalōschnjá?

Wer dort im Gebüsch treibt sich
 herum?
 Napolium wohl dort schnüffelt.
 Was ihm denn dort (ist zu)

Ai, brālji, tas mums jadenā!

schnüffeln?

Heda, Brüder, der uns (ist)
fortzutreiben!

Tur klaijumā uspūtuschees
Wēlsarkanbīksas nōstāj'schees
Kō tee tad tur grīb plandītees?
Bus jaet tōs apraudfītees!

Dort (in der) Ebene auf=
geblasen
(Haben) noch Rothosen Fuß =
gefaßt

Was die denn dort wollen sich
= breit machen?

(Man) wird = gehen = müssen sie
befehlen!

Sprādfejl sprāgst un lōdes
līst,
Tee schaudās tā, ka ausis plīst!
Laī sprāgst, laī līst, laī plīst,
laī plūst!
Brāl'j', wirsū! lidf tee femē
grūst.

Plāger plāgen und Kugeln
schwirren,

Die knallen so, daß (die) Ohren
bersten.

Laß (sie) plāgen, laß schwirren,
laß bersten, laß überschwem=
men!

Brüder, drauf! bis sie (in die)
Erde versinken.

Zur Aussprache: ee ist ein Doppellaut, etwa wie iä zu sprechen, e meist offen dem ä ähnlich, o gleichfalls ein Doppel- oder sogar Dreilaut = uOa; l weich zu sprechen wie in Sofa, s hart wie in Nuß, z weich wie im französischen jeune, sch hart wie in Schaf.

Napolijum, Napoljum, klau!
Napoljum, nu wairs labi nau!
Ar Deewu wirsû! Nöbeigta
Nu wisa tawa gödiba!

Aifbāsisim uf mūzibu
To Sprantschu balamutibu,
Pat Parifē mēs spreadīsīm,
Tur ljauneem algu maksāsīm!

Napolium, Napolium, hoch!
Napolium, jeht mehr gut steht
= es = nicht!
Mit Gott drauflos! Beendet
(ist)
Jeht alle deine Herrlichkeit.

Verstopfen = werden = wir auf
Ewigkeit
Der Franzosen Großmäulig-
keit.
Selbst in = Paris werden = wir
=urt eilen,
Dort (den) Bösen den Lohn
werden = wir = bezahlen.

Betrachten wir uns nun ein lettisches Bauergesinde aus der Nähe. Es bildet, wie gesagt, eine geschlossene Einheit, der Lette nennt es majas (Häuser). Die Einzahl dieses Wortes, maja, bezeichnet das einzelne Wohnhaus, das Wort majas weist also schon darauf hin, daß das Gesinde mehrere Baulichkeiten umfaßt. Es besteht denn auch je nach der Größe des Besitzes und dem Bodenertrage aus einer kleineren oder größeren Gruppe von Gebäuden, die das Wohnhaus umgeben. Denn nach altem Brauch befinden sich sämtliche Stallungen und Wirtschaftsgebäude unter gesondertem Dach, während das niederdeutsche Haus, das zugleich den Stall und die Korndarre umfaßt, somit Menschen, Vieh und Vorräten Aufnahme gewährt, in den sogenannten Krügen d. h. ländlichen Einkehr- und Wirtschaftshäusern nachgebildet worden ist. Diese mögen also erst durch die deutschen Eroberer, als ein regerer Straßenverkehr begann, in Anlehnung an die heimische Wohnart entstanden sein.

Die Urform des lettischen Hauses bestand aller Wahrscheinlichkeit nach in einem kegelförmigen Stangengerüst in Art der noch heute bei den Tungusen und Jakuten üblichen Jurten (s. Abb. 1). Eine solche für Wandervölker, die noch nicht dauernd sesshaft geworden sind, geeignete, leicht aufzurichtende und abzubauenende Behausung wird aus einer Reihe von Stangen gebildet, die auf einer kreisförmigen Grundlage derart zusammengesetzt sind, daß sie sich oben in einer Spitze treffen. Ein niedriger Eingang in Galgenform ist dabei ausgespart; die Wände sind

durch Baumrinde gegen das Eindringen von Regen und Schnee geschützt. Diese eigenartigen Bauwerke haben sich in Kurland mancherorts bis in die Gegenwart erhalten und dienen den Letten als Sommerküche besonders zum Waschen der Wäsche und zur Bereitung des Viehfutters, indem im Innern über einer Feuerstelle ein Kessel aufgehängt ist. Die Annahme, daß man es hier mit der ältesten Form des Wohnhauses zu tun hat, findet eine Bestätigung darin, daß solche Sommerküchen naminjsch, das heißt Häuschen genannt werden, also denselben Namen führen, wie der gleich zu erwähnende Küchenraum des Bauernhauses und das städtische Wohnhaus.

Zunächst interessiert uns das Bohnhaus, meist ein einstöckiger Holzbau, an dessen Stelle erst neuerdings in reicheren Gegenden steinerne Gebäude zu treten beginnen. Um das lettische Wohnhaus in seiner Eigenart und Entwicklung kennen zu lernen, müssen wir uns um etwa 70 Jahre zurückversetzen. Damals konnte man noch gelegentlich der ältesten Form (siehe Abb. 2) begegnen, die aus zwei Teilen bestand und (ursprünglich des Schornsteins und der Glasfenster entbehrend) das sogenannte Küchenstubenhaus darstellte. Es geht gleichfalls, wie die Forschung ergeben hat, auf germanischen Einfluß zurück, der jedoch lange vor Unterwerfung der Letten durch die Deutschen stattgehabt hat. Denn das Küchenstubenhaus hat sein Urbild im südwestlichen Deutschland und findet sich auch in Ermland und bei den Litauern. Die in der Langwand angebrachte niedrige, ehemals quergeteilte Tür führt in einen Flur (a), der nams heißt und in seinem hinteren Teile die Herdstelle (d) enthielt.

Über einer Vertiefung im Boden hängt ein Speisekessel oder, sofern das Haus auch Knechtsfamilien beherbergt, je ein Kessel für jeden Haushalt. Der Rauch entweicht, seit der Gutsherr



Abb. 1. Urform des lettischen Hauses

aus Rücksicht auf die Feuergefahr diese Neuerung durchgesetzt hat, durch einen Mantelschornstein (Abb. 3 und Abb. 4),

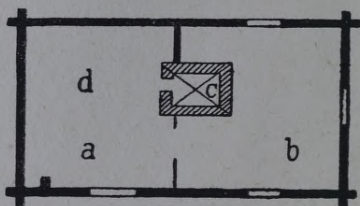


Abb. 2

an den sich ein gewölbter aus Backsteinen gefügter Rauchfang schließt. Der Raum hat keine feste Decke, sondern liegt unmittelbar

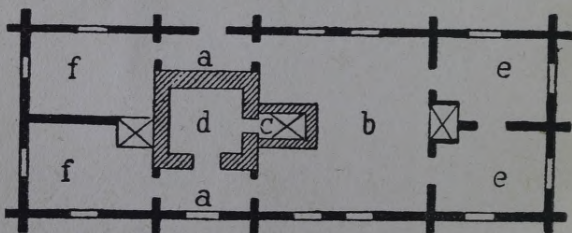


Abb. 3

unter dem mit Schindeln gedeckten Dach. Streckbalken dienen zur Aufbewahrung von allerhand Nutzholz und Gerät, auch hängen an ihnen zum Räuchern bestimmte Speckseiten (Abb. 4) und

zu trocknende Tierhäute und Riemen. Zunächst der Herd-
stelle befindet sich die Feuerung eines mächtigen aus Lehm

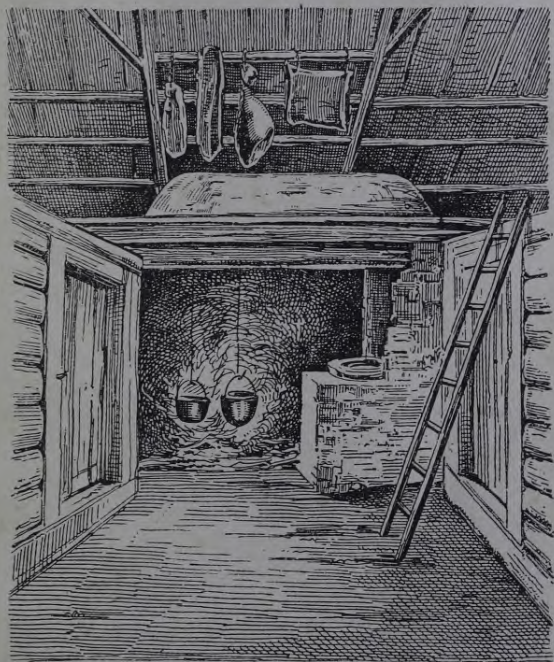


Abb. 4. Flur und Kochraum

hergestellten Backofens (c), der, mit großen Holzscheiten gespeist,
in den zweiten Raum, die Stube (istaba) (b) hineinragt. Diese
diente ursprünglich dem Bauern und den Knechtsfamilien zum

gemeinsamen Wohnraum. In den Ecken standen die Familienbetten, während die Jugend zumeist auf den Ofenbänken ihr Nachtlager hatte. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Bauer von der Fron befreit und Pächter, bald Eigentümer des Gefindes wurde, änderte sich auch sein Verhältnis zu den Knechten: er erstieg eine höhere soziale Stufe, was äußerlich darin seinen Ausdruck fand, daß er für sich und seine Familie eine oder zwei gesonderte Schlaffammern (Abb. 3 und Abb. 7) einrichtete, deren Name kambari auf die Entlehnung vom deutschen Wohnhause (des Gutsherrn) hinweist. Sie waren im Gegensatz zum nams und der istaba, die nur einen Estrich aus gestampftem Lehm aufweisen konnten, gediebt, ferner gleich der istaba gedeckt und wurden durch besondere Kachelöfen geheizt, auch sonst mit immer mehr Bequemlichkeiten ausgestattet. Gegenüber der Tür, die aus dem Herdraum in die Stube führte, wurden mit der Zeit gleichfalls Kammern zu wirtschaftlichen Zwecken eingerichtet. (Abb. 3 und 7). Dort findet sich die Mahlkammer (maltuve), wo die Handmühle stand, und von der Magd Mehl und Grütze hergestellt wurde. Sämtliche Räume sind so niedrig, daß man die Streckbalken leicht erreichen kann, und beim Überschreiten der Türschwelle tut man wohl, sich zu bücken; diese Unbequemlichkeit muß in den Kauf genommen werden, um auch in der Winterkälte eine behagliche Wärme zu erzielen. Aus dem Flur gelangt man durch eine zweite Tür in der hinteren Längswand abermals ins Freie. Dieser Ausgang wurde mit der Zeit der persönlichen Benutzung der Wirtschaftsfamilie vorbehalten. Er führt öfters durch eine kleine Veranda in den Garten, in dem die Bäuerin ihr Obst und Gemüse zieht, und wo sie auch einige Blumenbeete angelegt hat. Was endlich die Bauweise des Hauses betrifft, der wir wie mancher der schon

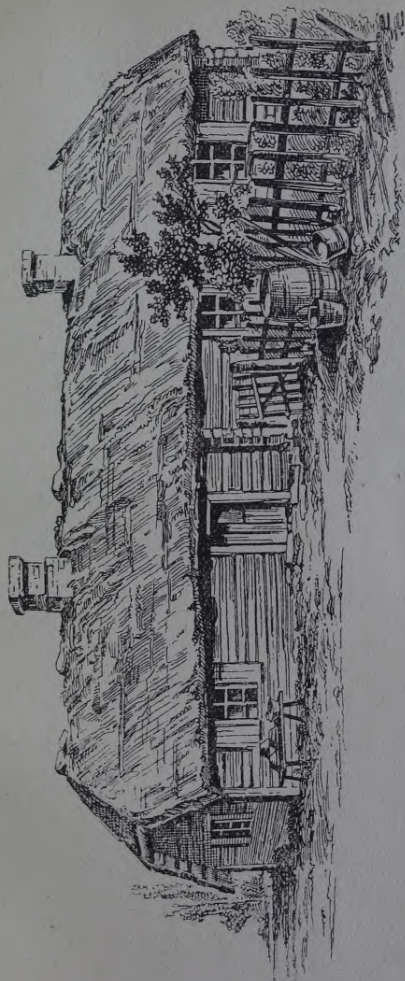


Abb. 5. Altes Haus des Bruschœ-Gefindes

genannten Einzelheiten auch in den Alpen begegnen, so entbehrte es in seiner alten Gestalt des Fundamentes, so daß auch der Keller, soweit man seiner bedurfte, außerhalb angelegt war. Die Balken sind mit der Art behauen, also nicht regelmäßig



Abb. 6. Altes dreiteiliges lettisches Haus

vierkantig; vielmehr behält der untere Balken nach oben seine Wölbung, der sich der deckende Balken durch eine entsprechende Vertiefung anpaßt. Die Fugen sind gegen Wind und Kälte mit Moos verstopft. Darauf deutet ein lettisches Volksrätsel hin: „Hering auf Hering, Seehundsfett dazwischen“. Zur Beleuchtung dienten bis in die Zeit der vorigen Generation ausschließlich Kienspäne, die sogenannten „Pergel“, die in den Balkenfugen befestigt wurden.

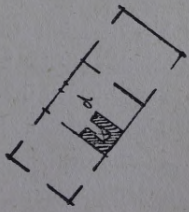
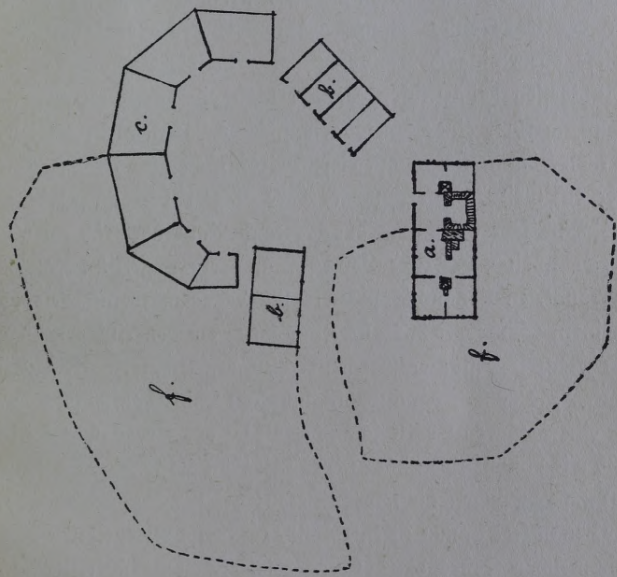


Abb. 7. Plan des Bruchhaas-Gefindes

Abb. 7 zeigt an einem Beispiel, dem bereits im Grundriß (Abb. 3) und der Außenansicht (Abb. 5) vorgeführten Bruschas-Gefinde bei Doblen (Kurland), in welcher Weise die Wirtschaftsgebäude „in Streulage“ um das Wohnhaus gruppiert sind.

Zum Gefinde gehört in der Regel ein mit hölzerner Einfassung versehener Brunnen. Man schöpft aus ihm das Wasser mit einem an das Ende einer Stange gehaltenen Eimer oder bei größerer Tiefe durch eine Hebelvorrichtung. Um die Feldarbeiter zum Mittagessen heimzurufen, benutzt man ein Klopfbrett, das an dem Querholz eines senkrechten Pfahles hängt. Mit zwei hölzernen Hämmern wird auf diesem Brett in bestimmtem Rhythmus der auf weite Entfernung hörbare Signalaruf hervorgebracht.

Nur sehr allmählich hat der nach Bauernart zäh an alten Gewohnheiten haftende Lette sich an Neuerungen im Hausbau gewöhnt, und mancher sträubte sich dagegen, wenn der wohlmeinende Gutsherr das alte Haus durch ein den Anforderungen der Neuzeit besser entsprechendes zu ersetzen gedachte. „Wir waren“, so hieß es dann wohl, „im alten Hause von Kindesjahren an eingewohnt; da hatte schon der Vater des Großvaters gelebt, und wir brauchen es nicht anders zu haben als jene. Der Rauch hat unseren Augen nicht wehe getan; bei der Spanbeleuchtung muß man jetzt immer in Angst sein, daß beim Niederfallen eines glimmenden Teiles die hölzerne Diele sich entzündet, und bei den vielen Kammern sitzt jeder für sich allein, und im Hause ist es ganz traurig, still und ruhig.“

Lange haben sich die Letten auch ohne Metalle zu helfen gewußt, da das Land selbst kein Metall birgt und es lange währte, bis es durch den Handel den Weg dahin fand. So gab es noch im vorigen Jahrhundert alte Häuser, die ohne jede Verwendung von Eisen erbaut waren. Sinnreiche Tor- und Türverschlüsse

aus Holz, die an die Schlösser der homerischen Zeit erinnern, haben sich bis in die Gegenwart im Gebrauch erhalten; dergleichen Schlittensohlen, bei denen eine härtere Holzart die Eisenschienen zu ersetzen hatte. Bei der Bierbereitung wird die Maische noch heute bisweilen in hölzernen Gefäßen gekocht, in denen das Wasser statt durch Feuer, durch Hineinwerfen glühender Steine zum Sieden gebracht wird, ein Brauch, den der Chronist Einhorn im 17. Jahrhundert als bemerkenswert erwähnt. Dieser rühmt auch an anderer Stelle die Geschicklichkeit der Letten in der Herstellung von allerlei Acker- und Hausgerät: „Die Mans-Personen haben auch neben dem Ackerbau, besondere Handwerke gelernet, und zwar von sich selbst, wie sie denn auch noch thun, und was zur Haushaltung und Wirtschaft von nöthen selbst gemachet, als Wagen, Pflüge, Egen, und allerhand höltzerne Gefässe, die haben sie so schön und zierlich gemachet, (wie noch heut die Erfahrung bezeuget), daß sich auch die Teutschen darüber verwundert, und bekennen müssen, daß sie, sonderlich die Gefässe so gut gemachet, als die Teutschen Handwerker, die es vom Meister gelernet, und drauff gewandert. Denn es ist die Ratio oder das Volk sehr verschmigt und verschlagen, also daß sie in diesem der Teutschen Nation weit fürgehet, wie ich mich hierinn, kurze halben auf die Erfahrung beruffe.“

In der Nähe des Wohnhauses liegen die Wirtschaftsgebäude: die Stallungen für die Haustiere, Scheuern, die Rije, Klete und das Badehaus. Der Bestand an Pferden und Vieh schwankt naturgemäß je nach der Größe des Gesindes, immerhin besteht besonders für Rinder-, Schaf- und Schweinezucht ein ziemlich lebhaftes und neuerdings in stetiger Zunahme begriffenes Interesse, sodaß der Besitz des lettischen Bauern in dieser Hinsicht

den Durchschnitt des bäuerlichen Besitzstandes im europäischen Rußland jedenfalls überragt. Genaue Ziffern stehen mir hierfür nicht zur Verfügung. Doch entfielen im Jahre 1910 auf 100 Einwohner der ländlichen Bevölkerung der Ostseeprovinzen also freilich mit Einschluß der Rittergüter: 19 Pferde, 58 Rinder, 46 Schafe und Ziegen, 26 Schweine, während die entsprechenden Ziffern für ganz Rußland 20, 30, 35 und 10, in Deutschland nach Angaben, die ich freilich nachzuprüfen nicht in der Lage bin, 7, 33, 12 und 38 sind. Betrachten wir danach, da der Inhalt der Ställe sich einer genaueren Einsicht vorderhand entzieht, die übrigen Nebengebäude des Gehöftes. Die Rije (das Wort ist von den Letten dem Schwedischen entlehnt) umfaßt die Tenne, auf der das Korn gedroschen wird, und Räume zu seiner Aufbewahrung, wozu früher noch die sogenannte Higrje trat, in der das Getreide vor dem Dreschen gedörrt wurde. — Unter der Klete (der Name scheint dem Russischen zu entstammen) ist der Kornspeicher zu verstehen, der auch Kammern zur Aufbewahrung von Kleidern, Leinen und Wollgespinnst enthält und im Sommer den Mägden als Schlafraum dient, während die Knechte auf dem Heuboden ihr Nachtlager finden.

Eine eigenartige Einrichtung ist das Badehaus (pirts), das in keinem Gehöft fehlen darf (Abb. 8). Es enthält einen aus Stein gemauerten Ofen, der oben mit einer Höhlung versehen ist, in seinem unteren Raum die Feuerung enthält. Ist nun der Ofen in Glut, so werden in die Höhlung einige Eimer Wasser geschüttet, wodurch alsbald der Raum von dichtem Wasserdampf gefüllt ist, der den Schweiß aus allen Poren treibt. Auf an den Wänden angebrachten hölzernen Pritschen läßt sich sodann der Badende mit Hilfe von Birkenreisern „quästen“, d. h. die Haut streichen und reiben, um sie zugleich zu säubern und zu reizen,

worauf er sich wiederholt mit warmem Wasser übergießt. Dieses Verfahren wird häufig, besonders vor Sonn- und Festtagen wiederholt und gilt wohl mit Recht als eine der Gesundheit höchst zuträglichste Gewohnheit.

Bei einer älteren Form ist auf den Badeofen eine große Anzahl rundlicher Feldsteine gehäuft, auf die, nachdem sie durch



Abb. 8. Badehäuschen

das Feuer erhitzt sind, das Wasser zum Verdunsten geschüttet wird (Abb. 8).

Den Lebensunterhalt liefert dem Letten hauptsächlich der Ackerbau. Der im allgemeinen fruchtbare Boden des Heimatlandes spendet ihm in ausreichender Menge Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Hülsenfrüchte, auch Weizen und auf sandigem Boden Buchweizen. Seine Herden versorgen ihn mit Milch, Butter und Fleisch. Die Bienenzucht ist ihm seit ältesten Zeiten vertraut. Sie wird zumeist in Bienenstöcken,

in seltenen Ausnahmen auch noch nach Art der Väter in Bienenzäumen betrieben. Dazu werden oben gekappte Kiefern und Tannen, auch im Innern faule Eichen benutzt, in denen die Wohnungen, wohl zwei oder drei übereinander, ausgehöhlt sind. Besonders in Kurland wurden auf diese Weise den Wäldern große Mengen Honig und Wachs abgewonnen, bis der neuzeitliche Forstbetrieb diesen Erwerb verbot. Auch die Zeiten, wo selbstgefertigter Met das Festgetränk bildete, sind längst vorüber. Selbst das Dünnbier, das früher in jedem Hause gebraut wurde, wird jetzt meist im Krüge gekauft und entstammt den von den Gutsherren vielfach eingerichteten Brauereibetrieben. Das Gleiche gilt vom Schnaps, der meist in den zahlreichen Gutsbrennereien aus Kartoffeln gebrannt wird. Dagegen begegnet man noch heute vielfach dem Birkwasser als Fest- und Hausgetränk. Wenn sich im Frühjahr in den Bäumen die Säfte regen, so werden einzelne alte Stämme angezapft, und der süße Saft wird in Bütten aufgefangen, ein Uderlaß, den ein kräftiger Baum, wenn er nur vor dem Verbluten geschützt wird, sehr wohl verträgt. Dies Birkwasser wird unter Zusatz von etwas Gewürz und Rosinen auf Flaschen gezogen, und nachdem es einer kurzen Gärung unterworfen worden ist, in der Erde vergraben oder im Keller bis zum Sommer aufbewahrt. Es stellt dann eine sehr erquickende Brauselimonade dar, die mit etwas Zucker nachgesüßt, auch einem verwöhnteren Gaumen zusagt.

Fische liefern dem Letten die zahlreichen Gewässer des an Seen reichen Landes, Gemüse, besonders Kohl und Rüben, der Gemüsegarten. Den Bedarf an Brennholz erhält er meist aus den Waldungen des Gutsherrn, denn während sich von dem ganzen landwirtschaftlich genutzten Grund und Boden der Ostseeprovinzen gegenwärtig weit über die Hälfte in bäuerlichem

Besitz befindet, haben sich die Gutsherren den Waldbestand, der etwa 25 v. H. der ganzen Bodenfläche ausmacht, vorbehalten. Die Kleidung fertigt dem Bauern zum Teil die Frau aus selbstgesponnener Leinwand, zum Teil ein Wanderschneider aus gleichfalls daheim von den Frauen gewebtem Wollstoff (wadmal). Dieser, je nach der Verwendung gröberen oder feineren Gespinnstes, von Männern und Frauen getragene Stoff wird auch von der deutschen Bevölkerung nicht verschmäht, wenn sie mehr Wert auf Haltbarkeit als auf Ansehen legt.

Die Feldarbeit besorgt der Bauer mit Hilfe seiner Familie und, soweit diese nicht ausreicht, mit gepachteten Knechten und Mägden. Hier und da teilen sich zwei Besitzer in ein Gesinde, so entsteht die „Hälftnerswirtschaft“. Das Gesinde vererbt sich vom Vater auf den Sohn, die jüngeren Söhne verdienen sich als Knechte im Solde des Gutsherrn oder eines anderen Gesindewirts ihr Brot. Neuerdings wird viel über Mangel an Arbeitskräften geklagt, denn einesteils hält der Lette am Zweifindersystem fest, so daß ihm die naturgemäßen und dabei billigsten Arbeitskräfte nicht zu Gebote stehen, andernteils üben die besonders in Riga in großer Zahl entstandenen Fabriken eine starke Anziehungskraft auf die heranwachsende Jugend aus.

Trotzdem ist es eine feststehende Tatsache, daß sich die materielle Lage des Bauernstandes in den Ostseeprovinzen ständig verbessert hat. Bei dem zähen Fleiß, der Genügsamkeit und dem Spartrieb, die dem Letten eigen und durch seinen allen Müglichkeitserwägungen zugänglichen Verstand geregelt werden, hat er im Lauf der letzten Jahrzehnte namhafte Kapitalien erworben, die in eigenen Banken verwaltet werden oder in städtischem Häuserbesitz angelegt sind.

Die alten Volkstrachten haben sich nur noch an wenigen

Orten im festtäglichen Gebrauch erhalten; sie sind infolge törichter Nachahmung deutscher Kleidertracht mehr und mehr im Verschwinden begriffen. In Ober- und Niederbartau in Kurland trugen die Frauen Wollröcke, die mit mehreren Reihen bunter Bänder besetzt waren. Das auf der Achsel und am Handgelenk mit blauem und rotem Garn gestickte und am Hals durch eine silberne Breze geschlossene Hemd deckt ein mit Ketten geschmücktes Nieder. Ähnlich wird uns die Tracht beschrieben, wie sie in dem gleichfalls in Kurland gelegenen Schleck üblich war: „Ein schwarzer Rock mit rotem Vorstoß läßt den Fuß im weißen Zwirnstrumpf und Pasteln frei. Das Hemd ist mit vielen Brezen geschlossen, deckt Hals und Arme völlig und endet in einen bordierten Querl und Kragen. Der Armel wird mit zwei Glasknöpfen, die durch eine kleine Kette verbunden sind, geschlossen. Über dem Hemde ein dunkelblaues Kamisol. Eine weiße Schürze, ein helles Kopftuch vollenden den schmucken Anzug“. Den Kopf der Mädchen schmückte zudem bei festlichen Gelegenheiten das Sinnbild der Jungfrauenschaft, der wainags, ein metallener, mit Bändern gezielter Reif. Die Männer tragen einen Schafspelz, dessen Fell nach innen gefehrt ist, und der von einem bunten Gurt zusammengehalten wird. Eine Sammlung lettischer Originaltrachten findet sich in Deutschland unter anderem im Leipziger Völkermuseum.

Der Lette ist äußerst gesellig veranlagt und weiß sich auch die Arbeit dadurch zu erleichtern, daß zur Erledigung zeitraubender land- oder hauswirtschaftlicher Arbeiten die Nachbarschaft beiderlei Geschlechts herangezogen wird. Man nennt diese Veranstaltungen talk. Im Festgewand versammeln sich die Geladenen und werden am Abend mit Bier und Weißbrot bewirtet. In der Frühe des nächsten Tages beginnt sodann die Arbeit, etwa das Einführen

des Düngers, und dank der vielen beteiligten Hände und des Wettsefers, den die flinken Burschen und Mädchen an den Tag legen, ist die Arbeit, die den einzelnen Bauer für viele Tage in Anspruch genommen hätte, bis zum Abend erledigt. Im Herbst und Winter vereinigt sich die Jugend öfters zu gemeinsamem Spinnen, Weben, Stricken und anderen Handarbeiten, wo die Mädchen mit der Vervollständigung ihrer Aussteuer beschäftigt sind. Am Samstag abend pflegen sie zu diesem Zweck in der Badstube zusammenzukommen, wobei eine jede Teilnehmerin einen Beitrag an Lebensmitteln: Fleisch, Grütze, gekästete Milch (Quark) usw. mitbringt. Die Töchter des Hauses bereiten daraus das gemeinsame Abendessen, woran sich die Arbeit schließt, die durch Gesang der Gelegenheit angepasste Lieder und durch allerhand Scherz und Neckerei gewürzt wird. Die Letten sind von jeher ein musikliebendes und in hohem Grade sangesfrohes Volk. Ist es schon eine Freude, ihrem andächtigem Gesange während der kirchlichen Gottesdienste zu lauschen, so tritt ihre Sangeslust vor allem in der Art zu Tage, wie sie jede Alltagsverrichtung und Arbeit, sogar die unfreiwillige Fronarbeit im Dienste des Gutsherrn mit dem Gesang ihrer allen Lebenslagen entsprechenden Volkslieder begleiten. Darüber äußert sich ein hervorragender Kenner des lettischen Volkslebens folgendermaßen: „Wie fröhlich das Volk im allgemeinen die gemeinsamen Fronarbeiten ansah, erhellt aus der großen Menge von Volksliedern, die sie gerade auch bei diesen Hofesarbeiten oder in den Ruhepausen sangen. Besondere Lieder waren es bei der Heu- oder Getreideernte, beim Flachsräufen oder beim Dreschen usw. Diese Lieder sind jetzt meistens verflungen, und die Feldarbeit ist eine freudlosere geworden . . . Damals habe ich noch Bauernhochzeiten mitgemacht, wo die

Leute ohne Wein und Kuchen herzlich froh waren und ihre Lust hatten an den oft poetischen und sinnigen, oft scherzhaft neckischen Volksliedern, mit denen sich die Parteien des Bräutigams und der Braut ansangen.“ Und von anderer Seite wird erzählt: „Sonntags wurde die kofle, eine Art sehr primitiver Zither, gespielt, an schönen Sommerabenden die taure (Kuhhorn) im Freien geblasen, zum Tanz der Dudelsack in Szene gesetzt. Das Volkslied war Eigentum der Frauen, doch sang der Junge (d. h. Knecht) beim Dreschen fast die ganze Nacht hindurch, während er die Pferde antrieb, die im Kreise um ihn herum-liefen und das Korn austraten.“ Desgleichen bliesen die Knaben, welche das Kleinvieh hüteten, nach Herzenslust auf der selbstgefertigten Rohrflöte (stabule). Leider ist auch diese schöne Gewohnheit mit der Zeit mehr und mehr abhanden gekommen. Freunde des Volks beklagen, daß die schönen, alten Lieder vom Volk vergessen sind und wert- und geschmacklosen Liebesliedern Platz machen, wie sie die Hofesmädchen auf den Gütern auflassen, da die neuen Lieder vor den einheimischen den Vorzug größerer Länge und neuer Melodien zu haben schienen. Auch die Volksschule, die das einheimische Lied nicht zu würdigen wußte und die Jugend auf das Bücherlesen hinwies, hat zur Verbildung des natürlichen Geschmacks der Jugend beigetragen. So wirkte es denn wie eine Offenbarung, als bei Gelegenheit des ersten lettischen Sängersfestes in Riga 1873 zum erstenmal lettische Volkslieder, die von dem verdienten Seminaradministrator Zimse vierstimmig gesetzt waren, in einer Reihe wohlgeschulter Männerchöre zum Vortrag gelangten. Die Zuhörer seien, so wird berichtet, geradezu elektrisiert gewesen und wußten diesem eigenartigen Genuß nichts ähnliches an die Seite zu stellen.

Über die Art, wie das Volkslied einst das Leben der Letten,

ihre harte Tagesarbeit wie ihre Festfeier verschönte und verklärte, mögen daher noch einige Einzelheiten zur Mitteilung gelangen. Hören wir darüber einen berufenen Letten, der sich um die Sammlung und Herausgabe dieser Lieder, sie bestehen meist nur aus zwei Lang- oder vier Kurzzeilen und sind etwa den Tiroler Schnadahüpfeln zu vergleichen, ein großes Verdienst erworben hat, denn ohne das wären sie bald aus dem Gedächtnis des Volkes entschwunden und der Nachwelt damit rettungslos verloren gegangen. Er erwähnt zunächst die Lieder, die sich an den Verlauf der Jahreszeiten anschließen, unter anderem die Jubellieder, in denen die Jugend, besonders die Hirten im Wettstreit mit den Lerchen nach den Beschwerden des langen Winters den Einzug des Frühlings begrüßen. Ihnen folgen, wenn die Natur bereits ihr neues Frühlingskleid angelegt hat, die Chorlieder mit Brummstimmen: „Da strömen aus den benachbarten Gefinden an schönen, lauen Frühlingsabenden die jungen Mädchen herbei und sammeln sich auf dem schon in alter Zeit dazu ausersehenen Hügel. Schon längst war die Sehnsucht in ihnen erwacht, wieder einmal in größerer Schar zusammen zu singen. Wohl wissen sie auch, daß solche Abendlieder weithin schallen und weithin die Leute ergötzen. . . . Mancher Jüngling lauschte entzückt dem Gesänge und ersah sich aus dem Schwarm der schönen Sängerinnen die Braut. Daß er wohl daran getan hat, bezeugt so manches Liedchen, das eine gute Sängerin auch als tüchtig in allen Arbeiten, als tugendsam im Wandel preist. Diese Gesänge wurden geübt vom Beginn des Frühlings bis zur Zeit, da sich die Natur völlig entfaltet hatte. Wie wurden diese Lieder gesungen? Man erwählte zwei der besten Sängerinnen, die eine mit einer hohen, die andere mit einer tiefen Stimme, welche imstande waren, die Worte laut

und deutlich beim Gesange auszusprechen. Alle anderen Sängersinnen sprachen die Worte nicht mit, sondern begleiteten sie nur mit Brummstimmen. Am meisten hing von der Sängerin mit der hohen Stimme ab, denn diese mußte laut, klar, weithinschallend sein. Außerdem war diese Sängerin hauptsächlich die Trägerin der Melodie, und auf deutliche Aussprache der Worte hatte sie insbesondere achtzugeben. Traf das alles zu, dann war diese Art des Gesanges eine der schönsten, denn sie erinnerte an mehrstimmigen Gesang. Leider wird er fast garnicht mehr exekutiert."

Bohl aber hat sich noch bis vor kurzem an vielen Orten der den Letten besonders teure Brauch der Johannisfeier erhalten, der seine Wurzeln ohne Zweifel in heidnischen Sommwendfeiern hat. Am Vorabend des Johannistages zogen die Mädchen und Frauen im Festschmuck aus den mit Maien geschmückten Häusern aus, um in der lauen und hellen Sommernacht unter dem Gesang der dieser Gelegenheit eignenden Lihgolieder Johanniskräuter zu sammeln. Sie umziehen mit ihnen Garten und Feldflur und versammeln sich dann, um gemeinsam die auf hohen Stangen befestigten Leertonnen zu verbrennen und den festlichen Abend durch Gesänge zu feiern. Dann tragen sie große Mengen der gesammelten Kräuter heim, um in Krankheitsfällen ihre Heilkraft am Vieh zu erproben. Der Hausfrau liegt es ob, die Mägde und Gäste mit gekäster Milch, Butter und selbstgefertigtem „Johanniskäse“ zu bewirten, worauf ihre Freigebigkeit durch neue Lieder gepriesen wird. Die ganze Feier verläuft nach einer bestimmten, in den Hauptzügen unveränderlichen Regel, wie es seit uralten Zeiten üblich war. Der Gesang wird auch hier von einer Vorsängerin geleitet, die mit einer besonders hohen, klaren Stimme ausgezeichnet ist. Sie singt die erste Zeile, die sodann vom Chor wiederholt und durch eine

zweite, gleichfalls zweimal gesungene Zeile ergänzt wird; jede Zeile aber schließt mit dem Freudenruf lihgo! z. B.

Es regnete am Krauttage, lihgo, lihgo! Es regnete am Johannistage, lihgo! Es regnete am Johannistage, lihgo! Durchnäßt wurden die Johanniskinder lihgo, lihgo! Durchnäßt wurden die Johanniskinder lihgo, lihgo! Einsammelnd Johanniskraut lihgo! einsammelnd Johanniskraut lihgo! Es würde zu weit führen, wenn ich auf weitere Gelegenheiten eingehen wollte, wo Festlichkeiten aller Art vorwiegend von den Frauen, aber auch von Männern durch Gesang ausgezeichnet wurden. Erwähnt sei nur noch, daß die Vorsängerin Tausende solcher Bierzeiler im Kopf haben mußte, die je nach der Gelegenheit zu bunten Liedersträußen verknüpft wurden, während doch jedes einzelne Lied seine Selbständigkeit behielt. Durch die Wiederholung prägte sich ihr Wortlaut auch den jüngeren Teilnehmerinnen ein, auch wurden sie bei besonders geeigneten Gelegenheiten, wie im Sommer beim Hüten des Viehs, im Winter beim Spinnen, in größerem Kreise geübt, so daß sie allmählich Gemeingut des Volkes wurden und sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, immer wieder durch neue Einfälle bereichert, fortgesponnen und umgestaltet. Es handelt sich dabei übrigens um eine Sitte, die sich bei allen slavischen Völkerschaften findet.

Auch die Familienfeste, besonders Laufe und Hochzeit, sind durch sinnige Bräuche ausgezeichnet, von denen wenigstens die Hochzeitsbräuche noch Erwähnung finden sollen, weil in ihnen uralte Überlieferungen aus vorgeschichtlicher Zeit erkennbar sind. Ich meine die Sitte der Raub- und Kaufehe, die bei den meisten Völkern dem gesitteten Brauch, um die Braut zu werben, vorausgegangen sind. So weiß ja die griechische Sage von zahl-

reichen Entführungen zu erzählen, von denen die der schönen Helena die bekannteste ist; und auch die Römer ließen die ersten Bewohner Roms durch den Raub der Sabinerinnen sich mit Frauen versorgen. Beide Sagen aber spiegeln nur ein Verfahren wieder, das in grauer Vorzeit allgemeine Geltung hatte. Hieran werden wir uns zu erinnern haben, wenn ich in gebotener Kürze den Verlauf einer lettischen Hochzeit schildere, wie sie vor etwa hundert Jahren üblich war.

Den ersten Akt bildet die Werbung, die zunächst durch eine geschickte Vermittlerin eingeleitet, sodann durch angesehene Freierwerber in feierlicher Form vollzogen wird. Mit allerhand Lebensmitteln als Gastgeschenk ausgerüstet, begeben sie sich in das Haus des bei der Brautschau auserkorenen Mädchens und legen ihre Gaben auf den festlich geschmückten Tisch nieder. Während sich nun das Mädchen selbst versteckt hält — eine Erinnerung an die einstige Sitte des Brautraubes — wendet sich der Freierwerber an den Vater etwa mit den Worten: „Als ich neulich draußen war, verfolgte ich die Spur eines flüchtigen Feldhuhnes aus meinem Hofe hierher, sag mir, wo es sein mag.“ — „Das weiß ich nicht“, lautet die Antwort, „du mußt sie suchen“. Nun wird das Mädchen in allen Räumen des Gesindes, in Ställen, Klete, Scheune und Badstube gesucht, bis es zuletzt gefunden wird. Scheinbar barsch stellt der Brautwerber sie zunächst wegen angeblich von ihr angerichteten Schadens zur Rede, nötigt sie dann aber zur Bewirtung an den Speisetisch. Dort wird das weitere mit der Mutter besprochen, während die Mägde den Wagen des Freierwerbers schmücken. Sind die Eltern der Werbung abgeneigt, so bleibt das Mädchen verborgen, anderenfalls schließt der Vorgang mit dem Austausch der Ringe, auch schickt die Braut dem Verlobten Handschuhe, während dieser

ihr ein Geldgeschenk macht. Im Fall der Auflösung des Verlöbnißes muß sie dieses — eine Erinnerung an früheren Brautkauf — zurückerstatten.

„Dem Verlobten strick' ich Handschuh'
Mit dem Heidkraut-Blütenmuster,
Daß er mich so lieben möge
Wie die Bien' der Heide Blüte.“

Am Freitag nach dem Verlöbniß trifft sich das junge Paar beim Pastor zur Brautlehre und sucht beim Gutsherrn um die Erlaubnis zur Eheschließung nach, worauf das kirchliche Aufgebot erfolgt und der Sonntag für die Trauung bestimmt wird, meist im Herbst oder Winter nach Beendigung der Erntearbeit.

Auch die Hochzeit findet unter einer Reihe je nach der Gegend mehr oder weniger allgemein festgehaltener Festbräuche statt, von denen ich nur einige erwähne: daß die Braut sich abermals vor dem Gefolge des Bräutigams verbirgt, daß sie unter gekreuzten Schwertern in den Händen ihrer Brüder und der Brautführer hindurchschreiten muß, daß der Bräutigam die Aussteuerlade durch ein Geldgeschenk auslöst usw., bis sie im Schlitten des Bräutigams von ihrem Bruder inmitten des Brautgefolges zur kirchlichen Trauung oder in ihr neues Heim geleitet wird. Dabei werden auf Brücken, Kreuzungen und an den Loren der am Wege liegenden Häuser kleine Geschenke, Überreste einstiger Opferspenden, an die Wasser- und Wegemutter und andere Gottheiten, niedergelegt, die später von den jungen Burschen aufgehoben werden. Im Hause des Gatten wird sie am nächsten Tage von ihren Brüdern und Angehörigen, den „Verfolgern“, gesucht; diese haben die Rolle der Beschützer des Mädchens zu spielen, treten daher anfangs laut und feindselig auf und nehmen am Festmahl erst teil, nachdem sie die vor ihnen versteckte Braut gefunden haben.

„Guten Morgen, Diebsgesindel, wohin stelltet ihr die Schwester?

Habt ihr sie aufs Feld gestellt, in die Klete eingeschlossen?
Habt ihr sie ins Feld gestellt, erwarten wir ihre Heimkehr;
Habt ihr sie eingeschlossen, zeigtet uns ihr Kränzlein“.

So lautet ein diesbezügliches Lied.

Eine besondere Feierlichkeit knüpft sich ferner an die Haubung der Braut. Der Bräutigam muß ihren Kranz erkaufen und setzt ihr an dessen Stelle einen Kopfschmuck, neuerdings die Haube, auf, gegen deren Annahme sie sich unter Tränen zu sträuben hat. Es folgt die Besenkung der Angehörigen des Bräutigams mit Hemden, Luchern, Handschuhen usw. aus der Aussteuer, an der, diesen hohen Anforderungen entsprechend, die Mädchen jahrelang fleißig zu arbeiten pflegen. Die Gäste hinwiederum beschenken das junge Paar mit allerhand Dingen zu gemeinsamem Gebrauch und mit Geld, welches der Frau persönlich zugehört. Das Festmahl wird von Gesang unzähliger Neck- und Spottlieder begleitet. Hierbei treten bei den wohlhabenderen Letten die Nationalspeisen meist vor einem deutschen Küchenszettel zurück. Statt der gesäuerten, reichlich gewässerten Milchgrüße mit der Zuspeise von Erbsen und Heringen, statt des Sauerkohls oder des dicken Haferbreies mit gebratenem Speck, statt der Suppe aus geräuchertem Hammelfleisch, Graupen und allerlei Gemüse wird Fleischbrühe mit Weißkohl und Rindfleisch aufgetischt, darauf Kalbsbraten mit Salat und Kronsbeeren usw. Dem Mahl folgen Tänze, und zuletzt wird das Hochzeitspaar unter Gesang zum Beilager in die Klete geleitet. Die Hochzeitsfeier aber, zu deren Bestreitung auch die Verwandten und Freunde des Bräutigams Lebensmittel oder Geldgaben beisteuern, wird noch mehrere Tage fortgesetzt, bis endlich Abschied

genommen wird, worauf für das junge Paar der Ernst des Lebens beginnt. Doch galt die Eheschließung als ein festes Band, und Fälle von Untreue oder Scheidung wurden in der hier geschilderten Zeit als etwas unerhörtes angesehen.

Die im vorstehenden geschilderten Verhältnisse mögen in der folgenden Volksromanze, die zugleich eine Probe lettischer Volkspoesie bieten soll, abschließend beleuchtet werden:

Wir haben nur ein Schwester-
chen

Und sind neun Brüderchen.

Welche Arbeit geben wir

Dem einzigen Schwesterchen?

Jeden Morgen losweise*)

Keinen Roggen zu mahlen.

Gehe, Mütterlein, nachsehen,

Was unsere Mahlende tut.

Weinend kehrt die Mutter

wieder:

In der Kammer ist keine Mah-
lende.

Was wartet ihr, Brüderlein?

Eilet dem Schwesterlein nach!

Puht die Sporen, bekleidet
die Füße,

Sattelt eure Köpfelein,

Zieht die Luchspelze an,

Setzt die Marderhüzen auf,

Eilet dem Schwesterchen nach!

Hundert Meilen in der Nacht
Und zweihundert am Tage!

Sind geritten hundert Meilen,

Da sehen wir neun Spielleute

stehen.

Sagt, ihr werten Spielleute,

Für wen spielt ihr so schön?

Für die Schwester spielen wir,

Die gestern vorübergeführt

worden

Und die neun Brüderlein hat.

O, ihr lieben Spielleute,

Werden wir sie einholen kön-

nen?

Eilet nach noch hundert Meilen,

Dann werdet ihr sie einholen.

Ritten weitere hundert Meilen,

Da sehn wir neun Spielleute

stehen.

Nach dreihundert Meilen

Weges

*) Lof, das landesübliche Hohlmaß, das fast 70 Liter faßt.

Sehn ein Pförtchen wir halb-
 offen;
 Heraus kommt ein altes Müt-
 terchen,
 Den bösen Hunden wehrend,
 Das läßt uns in den Hof,
 Führt uns in die Stube;
 Setzt uns Binsenstühle hin
 An den weißen Lindentisch;
 Reicht uns Butter
 Und feines weißes Brot.
 Wir aßen nicht, wir tranken
 nicht,
 Die wir dem Schwesterchen
 nachgeeilt.
 Da erblicke ich mein Schwester-
 chen,

Das am Ende des Tisches sitzt.
 Meine herben Tränen brechen
 hervor:
 Schwesterchen, Goldkrümel-
 chen,
 Kehre heim mit mir!
 Brüderchen, Wachscheibchen,
 Ich werde nicht mit dir gehen.
 Ich habe ein gutes Land ge-
 funden
 Und einen Pflüger des guten
 Landes.
 Bring meinem Mütterlein
 Viel schöne Grüße!
 Warum hat die Mutter mich
 In die dunkle Kammer gestellt,
 Reinen Roggen zu mahlen.

Der hier geschilderte Vorgang ist nach dem gesagten
 leicht verständlich. Die Romanze führt uns in die alte Zeit, wo
 der Brautraub noch üblich war. Die Tochter des Hauses muß
 morgens in der abgelegenen Mahlstube auf der Handmühle
 den Hausbedarf an Roggen mahlen. Dort hat man sie geraubt,
 ohne daß ihre Hilferufe ans Ohr der Mutter oder der neun
 Brüder drangen. Jetzt machen sich diese als die natürlichen
 Beschützer der Schwester auf, um sie den Räubern abzuführen.
 Sie finden auch ihre Spur mit Hilfe von Spielleuten, die zu
 ihrer Hochzeit aufgespielt haben mögen. Doch als sie sie selbst
 unter der Obhut ihrer Schwiegermutter finden, da ist sie bereits
 die Frau ihres Entführers; sie hat sich in ihr Los gefunden und

verweigert die Heimkehr, nicht ohne den Vorwurf an Mutter und Brüder, daß man sie nicht besser gehütet hatte.

Was endlich die Art und Weise betrifft, wie die Letten ihre Toten zur letzten Ruhe geleiteten, so wich diese nicht erheblich von den uns vertrauten Bestattungsbräuchen ab. Eine schöne Sitte, die noch heute in den Baltischen Provinzen und zwar bei Deutschen und Letten, bei hoch und niedrig üblich ist, besteht darin, daß der Tote von seinen nächsten Angehörigen und Freunden zum Kirchhof oder doch vom Eingang bis zur Gruft getragen wird; an dem Leichenbegängnis nehmen durchgängig auch die Frauen teil. Ehe der Sarg aus dem Hause getragen wird, wie auch am Grabe widmet der Älteste oder Angesehenste aus der Trauerversammlung dem Toten einige Erinnerungsworte und den Leidtragenden Trost, denn der Geistliche kann in Folge der oft weiten räumlichen Entfernung seiner Wohnung vom Kirchhof sich nicht immer am Begräbnis beteiligen. Am Grabe wird zunächst ein hölzernes Denkzeichen in Form eines auf einem Schaft ruhenden umrandeten Dreiecks errichtet. Ein alter Brauch, der sich noch hier und da erhalten hat, forderte, daß am Grabe einige Flintenschüsse abgefeuert wurden, ursprünglich wohl zur Abwehr böser Dämonen, während die Frauen eine Schale mit Reis als Opfer für die guten Geister oder für die Seele des Hingeshiedenen auf den Hügel stellen. In beschleunigter Fahrt kehrt man sodann ins Trauerhaus zurück, wo die Teilnehmer mit einem Totenmahl bewirtet werden.

Mir zu Ehren einen Ochsen
Brieten sie und brauten Bier auch:
Aßen selber, tranken selber,
Führten mich zum sand'gen Hügel.

Russifizierungsversuche und die nationale Bewegung

Wir haben gesehen, daß sich die materielle Lage der Letten durch Einführung der Pacht und den Verkauf des Bauerlandes sichtlich gehoben hat, und daß ihnen das vortrefflich geordnete Schulwesen die Möglichkeit zu kulturellem Aufschwung bot; auch daß begabte und ehrgeizige Letten immer öfter nach Erlangung einer akademischen Bildung mit den Deutschen in Wettbewerb traten und eine höhere gesellschaftliche Staffel erstiegen. Während sie früher in solchen Fällen ihren lettischen Namen abzulegen pflegten und im deutschen Volkstum aufgingen, suchten und fanden sie jetzt nationalen Rückhalt in Vereinen aller Art, und auch die lettische Tagespresse gewann immer größere Ausdehnung und wachsenden Einfluß. Da konnte es vorkommen, daß in derselben Familie der Großvater Gailit (Hähnchen) hieß, der Sohn sich Hahn nannte, der Enkel aber zu der alten, vielleicht unter dem Einfluß des Zeitgeschmacks leise geänderten Namensform Gailinsch zurückkehrte. Diese ruhige Entwicklung sollte bald eine bedenkliche Störung erfahren.

Hatte der russische Staat während voller hundert Jahre die ständische Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen geduldet und ihnen so die Möglichkeit ungehemmter Entwicklung in Kirche, Gerichts- und Schulwesen geboten, so trat unter der selbstherrlichen Regierung Nikolaus I (1825—1855) zum erstenmal eine merkliche Änderung ein. Immer klarer trat das Bestreben zu Tage, die deutsch verwalteten Gebiete, diesen „Staat im Staate“, dem Reiche fester anzugliedern. Die zu immer größerem

Einfluß gelangende slavophile Partei in Moskau nahm unter ihren Führern Kattow und Afsakow den Kampf gegen die Fremdstämme im Reich zielbewußt auf, mit besonderem Nachdruck gegen die deutsche Bevölkerung und die evangelische Kirche der Ostseeprovinzen. Eine wirksame Waffe in diesem Kampf, die sich auch sonst in Fällen, wo ein an Zahl und Bedeutung wachsender Fremdstamm das Gefüge des russischen Staatskörpers zu sprengen drohte, bestens bewährt hatte, war der Grundsatz *divide et impera*, d. h. herrsche, indem du trennst! Es galt den bereits bestehenden Gegensatz zwischen den Deutschen und Letten bezw. Esten auszunutzen, ihn durch alle Mittel zu schüren, damit sie durch inneren Hader geschwächt, der Reiche nach die Beute des Stärkeren würden.

Der erste Angriff richtete sich gegen die evangelische Kirche der Ostseeprovinzen. Durch eine vor den bedenklichsten Mitteln nicht zurückschreckende Propaganda wurde der bäuerlichen Bevölkerung die Aussicht auf Befreiung von Militärdienst und Abgaben sowie auf unentgeltliche Landabtretung vorgespiegelt, um sie so zum Übertritt in die griechisch-orthodoxe Kirche zu verlocken. Zu spät merkten die etwa 15 000, die leichtgläubig ins Netz gegangen waren, den Betrug. Die Versprechungen blieben unerfüllt, und ein Zurück war nach russischem Reichsgesetz, das einen jeden Abfall von der Staatskirche unter schwere Strafe stellt, völlig ausgeschlossen. Auch die Kinder aus gemischten Ehen nahm die griechische Kirche für sich in Anspruch, und alle Bemühungen, sich diesen Folgen zu entziehen, führten nur zur gerichtlichen Verfolgung der Eltern sowie derjenigen Pastoren, welche es nicht übers Herz gebracht hatten, den in ihrem Gewissen Bedrängten den geistlichen Beistand zu versagen. Alexander II (1855—1881), der liberal gesinnte und den Deutschen wohl-

wollende Nachfolger Nikolaus, schlug zwar, um dem Argernis ein Ende zu machen, die Prozesse nieder und gewährte unter der Hand eine mildere Anwendung der bestehenden Gesetze, im Grunde aber blieb doch alles beim alten, da diese selbst keine Änderung erfuhren.

Demnächst galt es, mit Hilfe des Landvolkes das Deutschtum der Ostseeprovinzen zu bekämpfen. Auch hier schien den Wünschen und Zielen der panslawistischen Partei Erfolg zu winken. Denn die von sozialistischen Ideen angesteckten und von nationalistischem Dünkel erfüllten Jungletten und Jungesten, die sich von der deutschen Bevormundung befreien wollten, um ungestört ihre keineswegs staatsstreuen Zwecke zu verfolgen, reichten den Allslaven willig die Hand zum Kampf gegen das verhaßte Deutschtum, ohne in ihrer Kurzsichtigkeit zu merken, daß sie damit selbst den Ast absägten, auf dem sie bisher unangefochten genistet hatten. Unter Alexander III (1881—1894) traten diese Bestrebungen in unverhüllter Gestalt zu Tage. Mit dem allrussischen Programm: „Ein Reich, ein Zar, ein Volk, ein Glaube“ sollte rücksichtslos Ernst gemacht werden. Nachdem zunächst die Glaubensverfolgungen in schonungslosester Form wieder eingesetzt und die von ihnen Betroffenen in furchtbare Gewissensnot gebracht hatten, richtete sich der Angriff gegen die Landesverfassung der Baltischen Gouvernements. Alexander III war der erste russische Kaiser seit Peter dem Großen, der die altverbrieften und von jedem seiner Vorgänger aufs neue beschworenen Privilegien der Ostseeprovinzen preisgab.

Der erste Schlag wurde gegen die deutsche Gerichtsbarkeit geführt, in der die Regierung das schlimmste Hindernis einer Verschmelzung der Ostseeprovinzen mit dem Reich erblickte. Zeitgemäßen Reformen, die die Landesvertretung seit

längerer Zeit angestrebt hatte, wurde die Bestätigung verweigert, statt dessen aber eine großzügige Revision eingeleitet, die vom Senator Manassein berückichtigten Angedenkens und einem zahlreichen Stab von Beamten während 1½ Jahren durchgeführt wurde. Sie sollte den Nachweis liefern, daß die gerichtlichen Einrichtungen der Ostseeprovinzen sich völlig überlebt hätten und das Reichswohl gefährdeten. Das wurde erreicht, indem durch eine weit ausgebreitete Agitation das Volk in Stadt und Land aufgefordert wurde, seine Beschwerden gegen das deutsche Gericht und die Landesverwaltung vorzubringen. Die eine Folge dieser Hege war natürlich eine Flut von Klagen aller Art, die in den Krügen von Agenten des Senators zu Papier gebracht, durch ihre bloße Masse Erfolg versprachen; die andere eine völlige Untergrabung der Autorität der Landesbehörden, Gutsherren und Pastoren, die in einer ungeheueren Zunahme von Brandstiftungen und Verbrechen aller Art in Erscheinung trat. Aber die Hauptsache war erreicht: man hatte eine Handhabe gefunden, um unter dem Schein des Rechts den längst geplanten Verfassungsbruch bewerkstelligen zu können. So wurden gegen Ende der 80 er Jahre die deutschen Gerichte durch russische ersetzt; an die Stelle der unabhängigen deutschen Richter, die der Landesprachen kundig waren und das freiwillig übernommene Amt größtenteils ehrenamtlich versahen, traten russische Beamte aus dem Reichsinnern, denen die Landesverhältnisse und -sprachen in gleicher Weise fremd waren, so daß bald eine Rechtsunsicherheit eintrat, die die bedenklichsten Folgen zeitigen mußte.

Mitten ins Herz gedachte man sodann das verhaßte Deutschtum zu treffen, indem in sämtlichen Schulen des Ostseegebiets von den Volksschulen bis hinauf zur Landesuniversität, die

deutsche Unterrichtssprache durch die Reichssprache ersetzt wurde. Wenn den Ostseeprovinzen damit zugleich eine überlegene Kultur gebracht worden wäre, so hätte man dem Verfahren bei aller Rücksichtslosigkeit seiner Anwendung eine gewisse innere Berechtigung nicht absprechen können. So wurde jedoch das bisher blühende Schulwesen der Ostseeprovinzen schlechthin ruiniert, ohne daß dem Staat irgend ein Segen daraus erwuchs. Hatte er doch seither seine besten Kräfte im Heereswesen und Beamtentum, in gelehrten und technischen Berufen, Handel und Gewerbe jener deutschen Bildung zu danken gehabt. Jetzt wurden wegen Mangel an Lehrern, die zugleich die Reichs- und die Landessprachen beherrschten, 17 jährige Burschen ohne methodische Vorbildung als Volksschullehrer angestellt, während die Kreise, die bisher große Opfer für die Schule gebracht und deren Tätigkeit überwacht hatten, die Gutsbesitzer und Pastoren, im Gefühl ihrer Ohnmacht etwas zu bessern, sich von der Schule zurückzogen. Die Wirkungen blieben nicht aus. Sie äußerten sich in einer erschreckenden Zunahme der Analphabeten und der Verbrechen, deren sich die verwildernde Jugend schuldig machte. Denn während im Jahre 1881 nur für 2 v. H. aller schulpflichtigen Kinder der Schulbesuch nicht nachgewiesen werden konnte, stieg die Zahl 1892 auf 12 und 1899 sogar auf 20 v. H., und von den zwischen 1892 und 1904 wegen Verbrechen gegen das Eigentum vom Rigaer Bezirksgericht verurteilten Personen hatten 28 v. H. noch nicht die Mündigkeit erreicht. Die Einsicht, welcher unerseßliche Schaden durch diese schlechte Politik angerichtet war, kam wie gewöhnlich zu spät. Im Mai 1905, also kurz vor Ausbruch der Revolution, als man angesichts der immer drohender heranrückenden Gefahr in Regierungskreisen den Mut zu einem offenen Bekenntnis fand, urteilte das Ministerkomitee in

Petersburg selbst: „Die Lage des Schulwesens in den Ostsee-
provinzen erscheint unbefriedigend. Die Hinweise auf den Verfall
der Volksbildung sind gerechtfertigt. Die Folge eines solchen Ver-
falls des Schulwesens sind Verhältnisse, die eine Entwicklung des
Unglaubens, eine Steigerung der Sittenlosigkeit und Vergröße-
rung der Zahl der minderjährigen Verbrecher begünstigen.
Die obersten gebildeten Klassen des Ostseegebiets haben in
ihren Schulen auch unter der bäuerlichen Bevölkerung die Gefühle
treu untertäniger Ergebenheit Sr. Majestät dem Kaiser gegen-
über, Achtung vor der Religion und die Überzeugung von der
Notwendigkeit einer Erhaltung des Bestehenden einzulösen
versucht. Daher muß in bezug auf das Ostseegebiet mit besonde-
rem Nachdruck der Grundsatz betont werden, daß aus den Schulen
in keinem Falle Werkzeuge einer künstlichen Durchführung
russifikatorischer Prinzipien gemacht werden dürfen, und daß
die Lehranstalten vor allem das Ziel einer Jugendbildung gemäß
den Erfordernissen der örtlichen Gesellschaft und zur Einlösung
guter Sitten haben müssen.“ Den Nagel auf den Kopf traf
auch ein lettischer Bauer, der die auf die Russifizierung der
Ostseeprovinzen zielende Politik der Regierung mit den Worten
kennzeichnete: „Sie wollen uns unseren gut sitzenden, selbst-
gewebten, sauberen Rock ausziehen und ihren schäbigen, laufigen
Schafpelz anziehen.“

Als sodann infolge der im Kriege gegen Japan erlittenen
Niederlagen die Unzufriedenheit der Bevölkerung Rußlands
in einer Revolution zum Ausdruck gelangte, da durfte es nicht
wundernehmen, daß diese Bewegung alsbald auch auf die Ostsee-
provinzen übergrieff, wo ja durch die Verheerung der Landbevölke-
rung gegen die deutschen „Herren“ der Boden aufs beste vor-
bereitet war. Diese sogenannte lettische Revolution kann hier

nicht eingehender behandelt werden; nur soviel sei gesagt, daß allein im lettischen Teile Livlands 30 v. H. aller Volksschullehrer an der Revolution beteiligt waren, und, was schlimmer ist, daß eben diese Volksbildner sich nicht scheuten, Kinder gegen den Willen ihrer Eltern in Versammlungen einzuführen, wo sie zum Streike, Absetzen unbeliebter Lehrer, Singen revolutionärer Lieder nach Choralmelodien aufgefordert und über die „freie Liebe“ aufgeklärt wurden. Die Väter waren diesem Treiben gegenüber ohnmächtig, richtete sich doch der Angriff des großstädtischen Proletariats, dem die Träger jener Revolution zum größten Teil entstammten, nachdem sie zuerst mit Mord und Brand gegen die Gutsbesitzer, Pastoren und Beamten gewütet und über hundert Schlösser und Herrenhäuser eingäschert hatten, auch gegen die Gesindebesitzer, die nach ihrer bäuerlichen Kleidung die „grauen Barone“ genannt wurden. Auch ihnen wurden, wenn sie sich der Bewegung anzuschließen weigerten, Scheunen und Ställe angezündet, oder sie wurden meuchlings erschossen, sodaß die Zahl der bäuerlichen Opfer bald die der hingemordeten Deutschen überstieg. Da gaben sie es aus Furcht für Leben und Habe auf, gegen die übermächtige Strömung anzukämpfen. Die Vertreter der russischen Regierung aber, die Gouverneure an der Spitze, sahen zuerst, ungerührt durch alle Warnungen und Hilfsgesuche der deutschen Landesvertretung, ohne einen Finger zu rühren, dem verbrecherischen Treiben zu. War es ihnen doch nur willkommen, daß viele der verhaßten Deutschen ans Messer geliefert wurden. Erst als die durch ihre anfänglichen Erfolge immer sicherer gemachten Aufrührer in Lüdum auch unter dem russischen Militär ein Blutbad angerichtet hatten, als sich die Spitze der Bewegung immer deutlicher gegen die bestehende Staatsform kehrte, als allenthalben die Kaiserbilder

zerstört und an einzelnen Orten die demokratische lettische Republik proklamiert wurde, als somit das Feuer auf das russische Dach überzuspringen drohte, entschloß man sich, aus der Hauptstadt bewaffnete Hilfe herbeizurufen, der es dann unter Anwendung drakonischer Maßregeln binnen kurzem gelang, den Brand zu löschen.

Durch die in der Revolution gemachten Erfahrungen belehrt, verstand sich die russische Regierung zu liberalen Maßnahmen, die auch für die Deutschen in den Ostseeprovinzen nicht ohne Gewinn waren und ihre Lage in mancher Beziehung erleichterten. Ihr Verhältnis zu den Letten aber hatte durch die Erlebnisse des „tollen Jahres“ eine solche Erschütterung erfahren, daß es bis zum Ausbruch des Krieges noch nicht ins alte Gleichgewicht kommen konnte. Zu tief wurde von deutscher Seite der Verrat empfunden, dessen sich zahlreiche Bauern gegen ihre Gutsherren, die Dienstboten in Stadt und Land gegen ihre Herrschaft schuldig gemacht hatten. Hier war das lettische Sprichwort: „Was einmal verschüttet ist, kannst du nicht wieder einfüllen“ zur traurigen Wahrheit geworden. Nach wie vor aufeinander angewiesen, leben auch jetzt wieder Deutsche und Letten auf heimischem Boden in nachbarlichen Beziehungen oder enger häuslicher Gemeinschaft, aber das alte patriarchalische Verhältnis hat einem nüchternen geschäftlichen, das Vertrauen vorsichtiger Zurückhaltung Platz gemacht. Doch wenn etwas die Deutschen sollte überreden können, das erlittene Unrecht zu vergeben und zu vergessen, so wäre es das entsetzliche Strafgericht, das das Schicksal über die Letten Kurlands verhängt hat. Zu vielen Tausenden aus Haus und Hof vertrieben, irren sie nun schon seit zwei Jahren heimatlos durch das weite russische Reich. Hunger, Seuchen und Entbehrungen aller Art ausgeliefert,

müssen sie ein Familienglied nach dem anderen in der fremden Erde betten, sehen sie ihre Söhne im Elend verwildern, ihre Töchter dem Laster anheimfallen. Vielleicht lernen sie in der harten Schule der Noth die geordneten Verhältnisse des Heimatlandes und die Segnungen der Zivilisation, die ihnen der Deutsche geschaffen und durch Jahrhunderte erhalten hat, als eine Wohltat würdigen, durch die die Nachkommen jener Eroberer des 13. Jahrhunderts das verjährte Unrecht wieder gut gemacht haben, das die Härte und Willkür ihrer Väter in rauheren Zeiten den geknechteten Undeutschen zugefügt hat. Dann dürfte, wenn der Friede und mit ihm geordnete Verhältnisse wieder-gekehrt sind, sich die Hoffnung erfüllen, daß in Zukunft Deutsche und Letten sich friedlich ineinander schickend, in gemeinsamer Arbeit zum Segen der beiden Völkern teureren Heimat ihre geschichtliche Aufgabe erfüllen.

Es drängt sich nun die Frage auf, was wir von den Letten zu gewärtigen haben, wenn Kurland nicht an Rußland zurückfallen, sondern in ein engeres Verhältnis zum deutschen Reiche treten sollte. Ob Grund zu der Hoffnung besteht, daß sie sich leicht und willig in ihre neue Lage schicken oder, wie manche fürchten, als neuer Fremdkörper im germanischen Gesamtorganismus zur Entstehung einer weiteren unbequemen Nationalitätenfrage Anlaß geben würden. Hierauf wird bei aller Vorsicht des Urteils die Antwort doch in günstigem Sinne abgegeben werden dürfen. Wir haben dabei von einer Prüfung des lettischen Volkscharakters auszugehen.

Es ist im Verlauf unserer Untersuchung öfters darauf hingewiesen worden, daß die Letten ihrer geistigen Veranlagung nach ein intelligenter, bildungsfähiger Volksstamm von großem Anpassungsvermögen sind, dazu arbeitsam, nüchtern und sparsam. Auch wurde bereits erwähnt, daß das lettische Volk, soweit es nicht durch schädliche Bildungseinflüsse den alten Überlieferungen entfremdet wurde, sich unter der Erziehung einer vorbildlich ihres Amtes waltenden Geistlichkeit treu an die Kirche und deren Einrichtungen geschlossen und seine Kinder in diesem Sinne erzogen hat. Es läßt sich daher hoffen, daß diese Eigenschaften auch unter dem schädigenden Einfluß des Krieges nicht völlig geschwunden sein, sondern bei der Wiederkehr stetiger, geordneter Verhältnisse durch die gemeinsamen Bemühungen von Schule und Kirche und unter einer festen, aber wohlwollenden Regierung

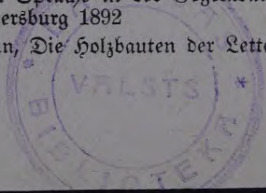
sich aufs neue geltend machen werden. Andererseits werden mit einigem Recht den Letten sittliche Eigenschaften zugeschrieben, die der Erfüllung dieser Hoffnungen entgegenstehen könnten. Die Charakteristik, die Einhorn vor 270 Jahren von ihnen entwarf, ist nichts weniger als schmeichelhaft. Er nennt die Letten „von Jugend auf zu allerhand Untugenden und Lastern geneigt, als zum lügen, trügen und stehlen, sind auch arglistig, klug und verschlagen . . . können sich für Augen lieblich, freundlich und demütig bezeugen, ist aber eitel Betrug, List und schandlose Falschheit. Denn sobald sie den Rücken wenden, wissen sie sonderlich die Deutschen auf das ärgste zu beschimpfen, zu verachten und so spöttisch von ihnen zu reden, daß es zu verwundern.“ Man darf in dieser Beurteilung eine starke Übertreibung sehen. Mancherlei Enttäuschungen und Mißerfolge in der Erziehung des infolge andauernder Kriegsunruhen verwahrlosten Volkes mögen den eifrigen Seelsorger beeinflusst haben. Doch darf man andererseits nicht übersehen, daß es unter den Kennern des lettischen Volks noch heute viele gibt, die dieses Urteil in mancher Beziehung unterschreiben würden. Der Rückblick auf das Verhalten der Letten während und nach der Revolution von 1905/6 wie auch in jüngster Zeit nach Besetzung Kurlands durch die deutsche Heeresmacht hat ihre Treue und Aufrichtigkeit in wenig günstigem Licht gezeigt. Was jene erstgenannten Erfahrungen betrifft, so braucht nur an die Tatsache erinnert zu werden, daß gerade der Mann, der sich um die Erforschung der lettischen Sprache und Vergangenheit die größten Verdienste erworben hat, der wie kein zweiter als Volksfreund im edelsten Sinne während seines langen Lebens unablässig bemüht war, dem Wohle des Lettenvolkes zu dienen und ein gutes Einvernehmen zwischen ihm und der deutschen Bevölkerung zu gestalten, Pastor

Dr. A. Bielenstein, es als erblindeter Greis noch erleben mußte, daß lettische Hände seine Wohnung zerstörten und seine fast ausschließlich den Letten gewidmeten Werke und handschriftlichen Sammlungen auf einem Scheiterhaufen verbrannten, ohne daß mit Ausnahme einiger treuer Diensthboten sich eine Hand zum Schutze seiner Habe geregt hätte. Immerhin darf bei allem Abscheu vor solcher Niederträchtigkeit nicht vergessen werden, daß es sich dabei um eine unter dem Zwange der Massensuggestion, in einem Zustand der Unzurechnungsfähigkeit begangene Tat handelte. Ihre Anstifter waren größtenteils dem eigenen Volk entfremdete städtische Proletarier, und das Volk selbst in seiner überwiegenden Mehrheit mag die Ausschreitung bedauert und verurteilt haben. Eine Frau, die als Gattin eines Landarztes gleichfalls ihr Leben unter und mit Letten verbracht hat, Frau Harmsen, unterscheidet denn auch scharf zwischen den Letten vergangener Tage und den Letten als Trägern der revolutionären Bewegung, wenn sie in ihren Lebenserinnerungen schreibt: „Das waren unsere alten Letten! Ein edles, begabtes, strebsames Volk, ein Volk, das über ungeheure Willens- und sittliche Kraft verfügte, das den schwersten Lasten und Entbehrungen nicht erlag Es ist mit seinem Glauben, seiner Kunst zu sterben, seiner Gesinnung, Sitte, Sprache, Tracht, seiner Poesie untergegangen und hat nichts gemeinsam mit jenen russifizierten, verheßten, vom Pöbel kleiner und großer Städte durchsetzten Erregern und Vertretern der Revolution, die gerade die Besten ihres Volkes unbarmherzig hinschlachteten. Wie hätte auch ein Volk Revolution machen können, dem der Ausdruck und somit auch der Begriff für Volk, Vaterland, Freiheit, fehlte. Der alte Lette versteht nicht einmal seine jetzt so brutal vergewaltigte Karrikatur von Sprache.“

Lassen wir also angesichts dieser sich widersprechenden Urteile den sittlichen Maßstab beiseite, da in Fragen politischer Stellungnahme der Verstand statt des Herzens zu entscheiden pflegt. So wird sich auch der Letzte, vor die Wahl zwischen Rußland und Deutschland gestellt, nicht von Gefühlsmomenten sondern ausschließlich von Nützlichkeitsermägungen leiten lassen. Dabei sind zwei Bestandteile des lettischen Volkes streng zu unterscheiden, nämlich die weitaus überwiegende sesshafte, Landbau treibende Bevölkerung, zu der auch die Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden in den Städten zu rechnen sind, und die kleinen Beamten, die niedere staatliche und kommunale Ämter und Lehrerstellen bekleiden und sich im Schlepptau der russischen Regierungsmaschine befinden. Während die ersteren, zumal die Gesindebesitzer, in der heimischen Scholle wurzeln und eine höchst konservative Gesinnung haben, sind die letzteren, die aus Opportunitätsgründen und unter dem Zwange der russifizierten Schule der Reichssprache den Vorzug vor der deutschen gegeben haben, diese also garnicht oder nur unvollkommen beherrschen, auf Gedeih und Verderb mit der russischen Herrschaft in den Ostseeprovinzen verbunden und verlieren in dem Fall, daß Kurland dem Deutschen Reich angegliedert würde, den Boden unter den Füßen. Sie dürften schon bei Ausbruch des Krieges zum größten Teil mit den Behörden, an denen sie angestellt waren, in das Innere des Reiches entwichen sein oder würden es künftighin vorziehen, dort ihr Brot zu suchen, wo sich ihnen eher eine Existenzmöglichkeit böte. Aus ihnen dürften sich auch zum größten Teil die sogenannten lettischen Legionen rekrutieren, von denen die Russen eine zeitlang soviel Wesens machten. Denn da diese wurzellosen Existenzen nichts zu verlieren hatten, gingen sie am ehesten auf die von jener Seite ausgelegten Leim-

ruten. Und auch ein großer Teil der städtischen Fabrikarbeiter, die noch von der Revolution her ein belastetes Gewissen haben, würden wohl der Heimat dauernd den Rücken kehren. Festsitzhafte Leute aber werden bei ihrem nüchternen Urteil bald erkennen, auf welcher Seite ihr Vorteil liegt. Sie werden sich willig in die neuen Verhältnisse fügen, weil sie sich der Wesensverwandtschaft mit der germanischen Rasse bewußt sind, weil ihre ganze Wirtschaftsmethode auf der deutschen fußt, wogegen sie auf die russische Unbildung und Unordnung mit Geringschätzung herabsehen; weil das religiöse Band sie auf das festeste mit der norddeutschen Bevölkerung verbindet, von der russischen scheidet; weil sie treu und zäh in der Heimat wurzeln und lieber den Herrn als den Boden, der sie seit undenklichen Zeiten ernährt hat, zu wechseln sich entschließen würden; endlich weil sie wohl wissen, daß sie als deutsche Staatsangehörige über Nacht um ein gut Teil wohlhabender würden, da der Wert ihres Bodens sofort eine erhebliche Steigerung erfahren würde. Dazu kommt, daß sie manches Vorurteil, das sie bisher gegen die Reichsdeutschen gehegt haben, infolge der unter deutscher Herrschaft gemachten Erfahrungen aufgegeben und eine noch größere Hochachtung vor deutscher Ordnung und den Segnungen westlicher Kultur gewonnen haben dürften, als sie sie bei aller nachbarlichen Eifersüchtelei von jeher besessen haben. Eine Gefahr dagegen, wie sie für die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des deutschen Staatsgefüges durch andere Nationalitäten zu befürchten war, ist von den Letten nicht vorauszu sehen, weil ihre Volksziffer dafür zu gering ist und kaum eine Vermehrung aufweist, so daß eine völlige Eindeutschung, mit oder ohne unsere Förderung, in absehbarer Zeit zu erwarten wäre.

- Paul Einhorn, *Historia Lettica, das ist Beschreibung der lettischen Nation*, Dorpat in Livland 1649
- A. Bielenstein, Doblen, *Baltische Monatschrift*, 22. Band, 1873
Das Johannisfest der Letten, daselbst 23. Band, 1874 u. a.
- A. Bielenstein, Das lettische Wohnhaus in der Mitte des 19. Jahrhunderts, *Globus* 72. X. Band 1897
- A. Bielenstein, Ein glückliches Leben, Riga 1904
- A. v. Transehe, Die Eingeborenen Livlands im 13. Jahrhundert, *Baltische Monatschrift*, 43. Band 1896
- W. Bielenstein, Dr. A. Bielensteins „Holzbauten der Letten“. *Baltische Monatschrift*, 66. Band 1908
- E. Bielenstein, Wie die alten Letten gefreit haben
- Büttner, Das lettische Volkslied, *Baltische Monatschrift* 23. Band
- J. v. Dorneth, Die Letten unter den Deutschen, Berlin 1885
- L. Harmsen, Ein altes kurländisches Pastorat, Reval 1813
- Lerschis-Puschkaitis, Das lettische Volkslied, *Baltische Monatschrift*, 59. Band 1905
- A. Winter, Über Hochzeitsbräuche der Letten nach ihren Volksliedern, *Verhandl. der Gel. Estn. Gesellsch. zu Dorpat* XVI, 1 (1891)
- A. v. Engelhardt, Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, München 1916
- L. Goerz und A. Brosse, *Heimatsbuch für die Baltische Jugend*, 2. Teil, Riga 1912
- Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands geschichtlich, kulturell und wirtschaftlich dargestellt von Kennern der Baltischen Provinzen, Berlin 1915
- Kennen Sie Rußland? Von zwölf russischen Untertanen, Berlin 1916
- L. Arbusow, Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Mitau 1890
- B. Tornius, Die Baltischen Provinzen, Leipzig 1915
- A. Bielenstein, Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert, St. Petersburg 1892
- A. Bielenstein, Die Holzbauten der Letten, St. Petersburg 1907



p. w. 45-I-11

Verlag von Frik Würk, Berlin-Steglitz

K u r l a n d

in der Vergangenheit und Gegenwart

- Band 1 Geschichte des Herzogtums Kurland. Von V. von Wilpert. Zweite erweiterte und mit den Bildnissen sämtlicher Herzöge und ihrer Gemahlinnen versehene Auflage
- Band 2 Aus dem eroberten Kurland. Enthält Beiträge von M. von Bläse-Hoerner, Max Büttner, Otto Elemen, Hanns Dohrmann, Herbert Eulenberg, A. Hommerich, Paul Michaelis, Maximilian Müller-Jabusch — 4. Auflage
- Band 3 Briefe an Elisa von der Recke. Herausgegeben von Professor DDr. Otto Elemen
- Band 4 Die Letten. Von Professor Max Boehm
- Band 5 Kämpfe um Mitau (Winter 1916/17) Von Kriegsberichterstatler Emil Herold
- Band 6 Gertrud von den Brincken. Gedichte und Balladen
- Band 7 Aus Kurländischen Reisetagebüchern. Herausgegeben von Professor DDr. Otto Elemen
- Band 8 Theodor Hermann Pantenius. Kurlands Heimatdichter. Materialien zu einem Lebensbild. Von Alexander v. Denffer
- Band 9 Von Baltischen Frauen. Von Piet van Reyher
- Band 10 Fünf Lebensbilder Kurländischer Prediger. Von Pastor Hermann Grüner-Salgahn
- Band 11 Aus Kurlands Befreiungstagen. Von Hanns Dohrmann
- Band 12 Von Kurlands Schulen. Von Edgar Worms

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Wörk, Berlin, Steglitz

Kurland und Litauen in deutscher Hand

Von Dr. Paul Michaelis

Mit 8 Vollbildern in Siebenfarbendruck nach Gemälden und Aquarellen von Baroness G. Korff, Heinz Becherer, E. W. Muder, Gerd Paul und A. Paul Weber, einer ganzseitigen Abbildung „Schloß Mitau“ nach einer neuen Zeichnung von Heinz Becherer, 24 Tafeln mit ganz- und halbseitigen Bildern nach künstlerischen Originalaufnahmen von Meta Lohding, Jan Bulhak u. a. und farbiger Umschlagzeichnung von E. W. Muder

Es ist eine Schilderung unseres Vormarsches von der ostpreussischen Grenze durch Litauen und Kurland bis zur jetzigen Front, den der Verfasser als Kriegsberichterstatter mitgemacht hat. Alte freudige und schmerzvolle Erinnerungen werden wach; vertraute Bilder aller bedeutenden Ortschaften des besetzten Gebietes steigen vor unserem geistigen Auge auf. Die Kämpfe sowohl als auch die Arbeit der deutschen Verwaltung werden beschrieben. Wir lernen Land und Leute, Sitten und Gebräuche kennen, sehen Licht- und Schattenbilder im Leben im besetzten Gebiet und können

Hindenburgs Siegeszug bis zur Düna
verfolgen

Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Frik Würk, Berlin-Steglitz

Elisabeth Goercke

Nicht untergehen

Gedichte einer Kurländerin

Geschenkausgabe 4 Mark

Elisabeth Goercke stellt sich mit vielen ihrer Verse neben die besten Namen im Bezirk der Frauenlyrik von heute. Sie ging durch eine gute Schule; Hölderlin und Flaischlen, Dehmel und Novalis standen segnend Pate bei der Kunst dieser werdenden. Ein reiches Leben, das zugleich schmerzliches Erleben war, hat Elisabeth Goercke davor bewahrt, im Epigonentum zu erstarren. Eigene Leiden, eigene bitter-süße Freuden fanden in ihren Versen stets beredten, oft ergreifenden Ausdruck. So absolut kennt und erschöpft sie ihre Innenwelt, daß sie des Prunks blendender Form entraten kann und schon jetzt Köstlichkeiten in schlichtester, edelster Fassung zu bieten hat. Wie völlig gekonnt viele dieser dichterisch gestalteten Erlebnisse sind, kommt erst zum Bewußtsein, wenn Elisabeth Goercke die Fahnen ihrer Wünsche auf fernere Ziele pflanzen will, wenn sie, „die heilige Kunst“ mit einem Kranze webender Verse umwindet. Durch das ganze an reinen Menschlichkeiten reiche Buch geht wie ein unaufdringlich anklingendes Symbol, das auch für die Heimat der Dichterin mit Geltung hat, der hoffnungsstarke Wille: „Nicht untergehen!“ (Wilnaer Zeitung)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Friß Würk, Berlin-Steglich

Führer durch Mitau

Preis 50 Pfg.

Inhalt: Mitau. Von Maximilian Müller-Tabusch — Verzeichnis der Straßen, Behörden und Sehenswürdigkeiten — Russische Maße und Gewichte — Stadtplan

Der kleine Führer enthält alle Angaben, die man braucht, um sich in Mitau schnell und sicher zurechtzufinden, soweit der Umstand, daß Mitau im besetzten Gebiet, nicht weit vom Operationsgebiet ab, gelegen ist, es zuläßt. Der Plan ist sauber gezeichnet, gut gedruckt — die Herstellung besorgte die Druckerei der Zeitung der 10. Armee im Osten — und ist bis auf die neueste Zeit vervollständig.

Schipper im Felde

Kriegserlebnisse
von Max Büttner

Man könnte diese Schilderung der Kriegsfahrten eines federgewandten Armierungssoldaten am besten eine Reise „Berlin-Marocjsee“ nennen. Die prächtige, lebendige und humorvolle Darstellung der Erlebnisse eines Schippers, der in Berlin „eingekleidet“ wurde, weckt manches Echo in den Herzen der Kameraden. Sie wird in glänzender Weise durch Zeichnungen von Walter Buhe ergänzt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Friß Würk, Berlin-Steglitz

L i t a u e n

in der Vergangenheit und Gegenwart

Band 1

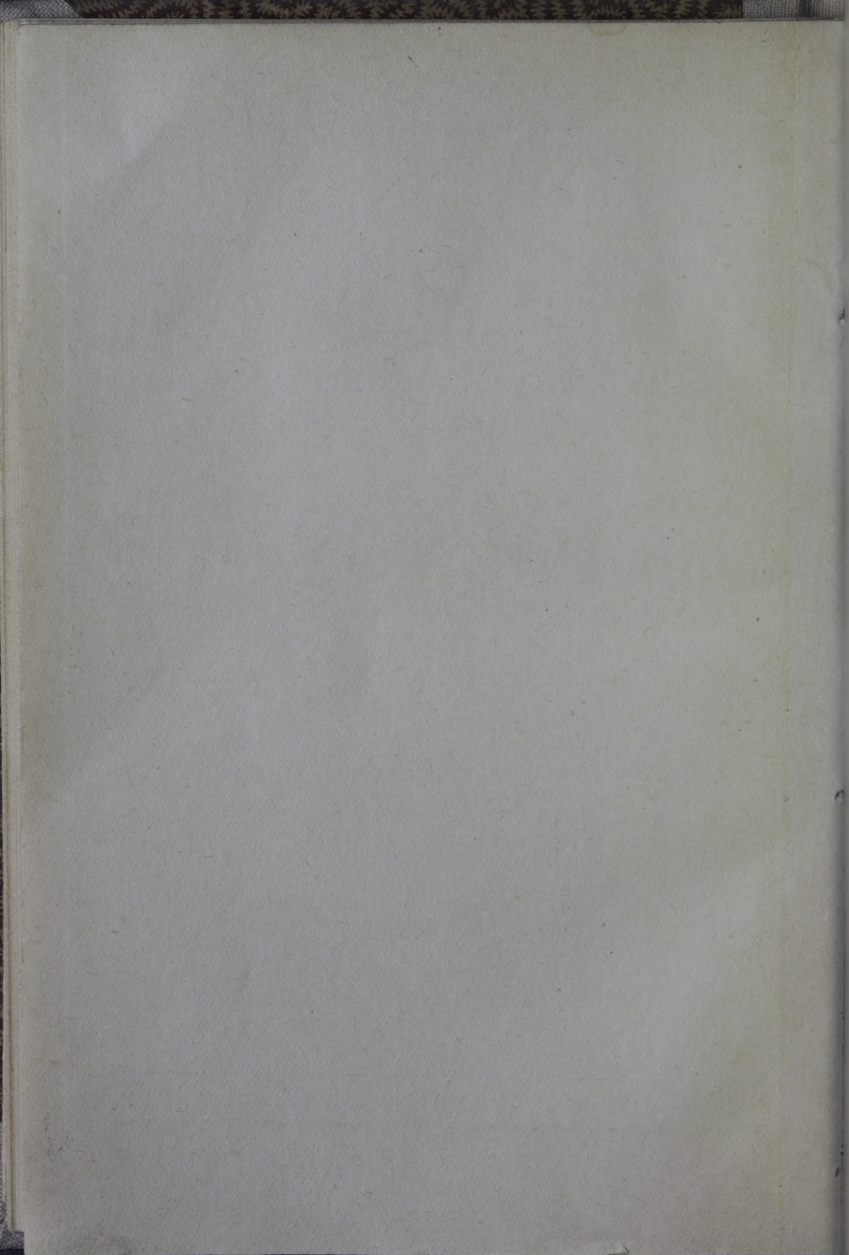
Kulturbilder aus Litauen

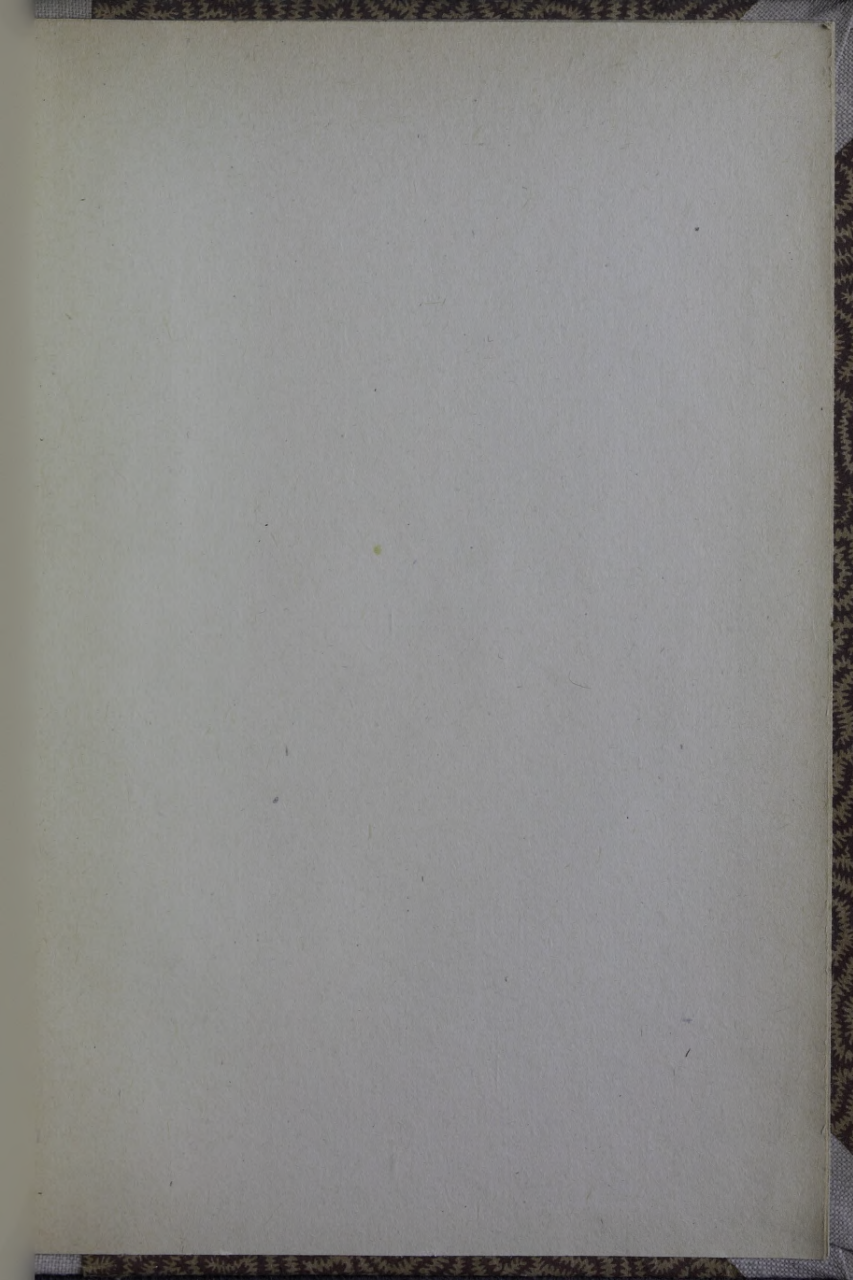
Ein Beitrag zur Erkenntnis des Litauischen Volkstums

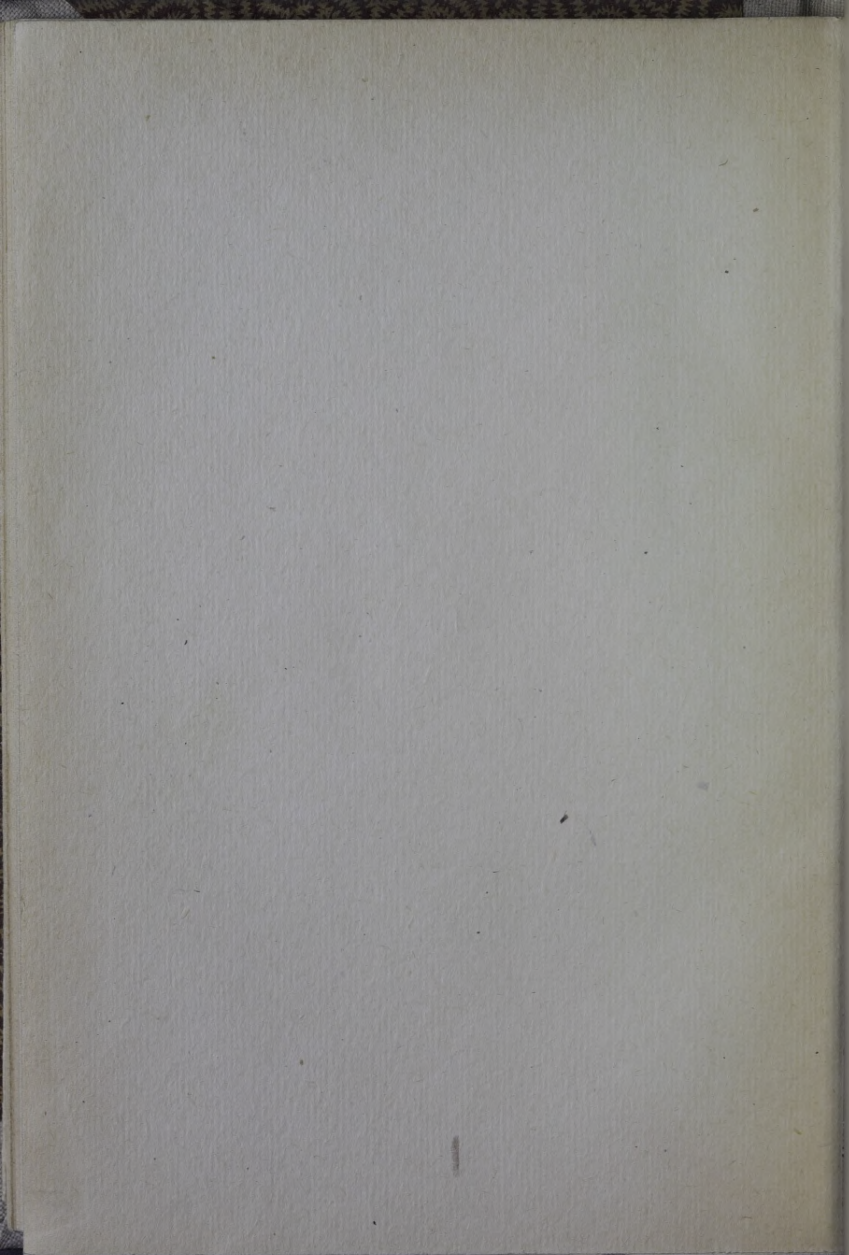
Von Victor Jungfer

Die Kenntnis von dem an der deutschen Grenze gelegenen Litauen, das auf eine weltgeschichtliche Vergangenheit und auf eine hochentwickelte Kultur zurückblicken kann, ist leider so gering, daß selbst auch die meisten gebildeten Menschen in Deutschland oft Kurland und Litauen, Litauer und Letten verwechseln. Deshalb wollen der Verfasser, der sich jahrelang als Truppenführer und Verwaltungsbeamter in Litauen aufhielt, durch diese „Kulturbilder“, sowie der Verleger durch Herausgabe dieser Sammlung erreichen, daß dieses bereits in deutscher Hand befindliche Gebiet, das eine große Zukunft hat, in Deutschland besser erkannt und mehr gewürdigt werde.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen







LATVIJAS NACIONĀLA BIBLIOTEKA



0304011381